

SPOT SEITEN 2–3

Es ginge auch anders

Die Flüchtlingskrise erhöht den Druck auf das Bauwesen: Jetzt muss schnell, effektiv und erfinderisch gebaut werden, damit auch in Zukunft alle gut behaut sind.



© Gerstmeir Inić Architekten

DESIGN SEITEN 4–7

Markante Zeichen und Recycling-Eleganz

Zwei vielfältig bestückte Großveranstaltungen zeitgenössischer und zukunftsweisender Gestaltung machen staunen: die Munich Creative Business Week und die Schmuck 2016. Folgen Sie unseren Hinweisen auf das Dutch Design und außergewöhnliche Schmuckkünstler.

LITERATUR SEITEN 11–15

Lesen, lümmeln, lachen

Die Münchner Bücherschau junior feiert ihr zehntes Jubiläum mit Lesungen, Workshops und vielen, vielen Büchern.

AUGENWEIDE SEITE 16

Hans Wijninga

Die Galerie arToxin zeigt Fotos des niederländischen Fotografen – Landschaften mit fremdartigem Tiefgang.

BÜHNE SEITEN 17–22

Western und Eastern

In den Kammerspielen langweilen Cowboys sich und uns mit romantischen Kunstblasen. Im Volkstheater wütet wild und spannend der Krieger Odysseus im östlichen Mittelmeer.

MUSIK SEITEN 23–27

Begehbare Geschichte

Im Theatrum kann man derzeit die Historie des Gärtnerplatztheaters im wahrsten Sinne des Wortes erwandern.

FILM SEITEN 28–31

Berlinale bavaroise

Auf Deutschlands wichtigstem Filmfestival herrscht einmal mehr Premierenfieber. Auch zahlreiche bayrische und Münchner Filmemacher sind dieses Jahr vertreten – die wichtigsten stellen wir vor.

IMPRESSUM SEITE 10



LEITKULTUR PFLICHT

Grafik: Sylvie Bohnet

DEMOKRATIE

Aber bitte für alle!

Brauchen wir eine verordnete »Leitkultur«? Wie sie die CSU per Bürgerbefragung durchsetzen will? Seit Jahren wird immer wieder der Ruf nach diesem schemenhaften Ordnungsbegriff laut. Jetzt wollen die Christsozialen dafür die Bayerische Verfassung ändern.

CHRISTIANE PFAU

In unserem Grundgesetz steht es längst, fest verankert, an vorderster Stelle: »Die Würde des Menschen ist unantastbar« – unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe und Religionszugehörigkeit. Dieser Satz enthält alles, was man für ein friedliches Zusammenleben braucht. Und ich habe gelernt: Meine Freiheit hört da auf, wo die meines Nächsten anfängt. Das geht bei ganz banalen Verhaltensregeln los (ich spucke meinem Tischnachbarn nicht in die Suppe, ich halte mir zumindest in der Öffentlichkeit die Hand vor den Mund, wenn ich gähne, damit mir niemand in die Innenreihen schauen muss, ich sage Bitte und Danke und mache den Platz frei, wenn im Bus ältere Menschen oder Schwangere einsteigen) und reicht bis hin zu Anstandsgeboten, wenn ich mich im Ausland aufhalte. Wenn ich in anderen Ländern bin, beobachte ich, wie sich die Menschen, die dort leben, verhalten. Und passe mich an. In muslimischen Ländern gehe ich nicht im Minirock spazieren, und wenn es angebracht ist, lege ich ein Kopftuch um. Das alles weiß ich auch ohne Integrationskurs, einfach, weil es die Höflichkeit gebietet. Ich weiß, dass ich ein Gastrecht genieße, das mir den ein oder anderen Faux Pas nachsieht. Ich weiß aber auch, dass ich als Gast Pflichten habe. Ich weiß, dass ich mich nicht wie zu Hause benehmen kann, weil ich eben nicht zu

Hause bin. So einfach ist das. Dasselbe erwarte ich von meinen Gästen, und in dem seltenen Fall, dass sie sich absichtlich daneben benehmen, lade ich sie nicht mehr ein oder bitte sie zu gehen.

Die Gleichberechtigung der Frau gehört zu den Grundfesten unserer Gesellschaft. Dass diese unterwandert werden könnte, ist völlig indiskutabel und darf nicht geduldet werden. Seit Silvester geht es in den Debatten unserer Republik kreuz und quer durcheinander: Emotionale Zustände galoppieren wild in alle Richtungen, vermeintlich linksliberal gesinnte Menschen in unserem Umfeld sagen Dinge, die konservativ bis rechts anmuten. Das befremdet und verwirrt, man ist über sich selbst erstaunt, weil man plötzlich nicht mehr weiß, was man sagen darf und kann oder soll, ohne dass man in falschem Licht dasteht. Kein Wunder, denn die gesamte demokratische Selbstverständlichkeit scheint auf den Kopf gestellt.

Der Ruf nach »Leitkultur« erscheint da fast schon komisch. Wenn überhaupt, müsste sie nämlich erstmal hier, bei uns, auf den Prüfstand: Manieren sind schon lange nicht mehr jedermanns Sache. Jetzt spitzt sich die Lage zu. Bei der CSU-Definition von »Leitkultur« geht es im Kern um die Festlegung der Grundwerte, um das Bekenntnis zur deutschen Sprache und die Pflicht, sie zu erlernen,

Akzeptanz von Tradition und eine Definition der Toleranz. Bei wie vielen deutschen Mitbürgern und Mitbürgerinnen sind diese Grundwerte tatsächlich verankert? Wollen wir ernsthaft annehmen, dass die deutsche Mehrheit diese Leitkultur verinnerlicht hat? Die Vertreter der deutschen Leitkultur treffen sich an Montagabenden und sorgen für akustische und optische Umweltverschmutzung. Sie rempeln und pöbeln, physisch ebenso wie verbal. Der braune Mob breitet sich in Städten und auf dem Land aus und verkauft Dummheit als Kultur. Wenn diejenigen, die so laut nach der »christlich-jüdisch-abendländischen Kultur« rufen, sich als erste nach den Werten richten würden, die sie proklamieren, dann gäbe es keine AfD. Die Annahme liegt also nahe, dass die Forderung nach Achtung einer Leitkultur nichts anderes ist als die Umlenkung eines inneren Problems – Verfall der Sitten und soziale Verwahrlosung durch alle Gesellschaftsschichten –, das schon viel zu lange in unserer Republik gärt. Man muss Herrn Seehofer, Herrn Scheuer und Herrn Blume die Frage stellen dürfen: Warum wird daran nicht gearbeitet? Ist das die Definition von Toleranz? Der Weg über eine Leitkulturpflicht ist der falsche, weil er in die falsche Richtung geht: nämlich nach rechts. Die CSU wird um die AfD reicher und die Demokratie um ihre Freiheit ärmer. ||



Ganz neue Optik im Münchner Osten: Aus Riem wird San Riemigliano | © Gerstmeir Inić Architekten

»Jetzt machen wir es

Die Flüchtlingskrise als Motor? Was auf den ersten Blick zynisch scheint, ist auf den zweiten völlig logisch: Um 15 000 neue Bewohner in München unterzubringen, muss schnell gehandelt werden. Keine Zeit mehr, Entscheidungen weiterhin auszusetzen. Der Druck von außen bringt Bewegung in die notwendigen städtebaulichen Veränderungen in München und im Ballungsraum.

CHRISTIANE PFAU

Containerburgen, Traglufthallen und Turnhallen bewähren sich als Notunterkunft für die ersten paar Nächte. Dann braucht es andere Lösungen: Häuser, die gut durchdacht sind und schnell aus nachhaltigem Material günstig gebaut werden können. Dafür sind neue Konzepte nötig, die sowohl für Flüchtlinge als auch für die ansässige Bevölkerung qualitativ hochwertige und bezahlbare Wohnungen schaffen.

Der Deutsche Werkbund Bayern und einige Hochschulen haben die Initiativen »Wohnraum für alle« und »Home not Shelter!« angestoßen, bei denen es darum geht, neue Wohnlösungen zu entwickeln, die nicht nur der kurzfristigen kostengünstigen Unterbringung von Neumünchnern dienen, sondern auf lange Sicht den Grundstein für das Zusammenleben der Menschen legen sollen. Die Ergebnisse der offenen Ideenwerkstatt »Wohnraum für alle«, bei der über 60 Konzepte eingereicht wurden, können ab 9. März in der Münchner Architekturgalerie (Türkenstr. 30) besichtigt werden. Welche Ideen realisiert werden, hängt von ihrer Innovationskraft ab und davon, ob sie schnell umsetzbar sind. Darüber entscheidet ein Gremium, dem Genossenschaften, Architekten, Soziologen, Vertreter des Sozialreferats, des Flüchtlingsrats und andere Experten angehören. Parallel zum Ideenwettbewerb will die Initiative »Home not Shelter!« Studenten und Flüchtlinge unter ein Dach bringen, getragen wird sie von Architekturfakultäten aus Wien, München, Berlin, Oldenburg und Hannover. Hier geht es um die Entwicklung von Lebensräumen, die zudem günstige Voraussetzungen für Integrationsprozesse schaffen, also Wohnformen, in denen gemeinsame Bildungsprozesse bei kultureller Vielfalt möglich sind. So schön dieses Szenario klingen mag – ein Diskussionspunkt muss dabei auch die Frage sein, wie die Flüchtlinge mit dieser »kulturellen Vielfalt« umgehen und was von ihnen erwartet wird. Schlepper, die ihnen das Paradies mit Geld, Wohnung, Arbeit und Auto quasi zum Nulltarif versprochen haben, werden dabei wohl kaum zu Wort kommen. Ein großes interdisziplinäres Symposium unter

dem Motto »Flucht nach vorn« veranstalten der BDA Bayern und die Bundesstiftung Baukultur am 10. März im Museum Fünf Kontinente.

Die Zeit drängt

»Wir müssen in diesem Jahr mit dem Bauen anfangen«, antwortet Christian Böhm, der Vorsitzende des Deutschen Werkbund Bayern, auf die Frage, wie es nach der Ausstellung weitergehen soll. »Was lernen wir aus dem Ideenwettbewerb? Was ist der beste Ansatz? Der Titel »Wohnraum für alle« sagt ja schon, um was es geht: nämlich um bezahlbare Wohnungen für alle Gesellschaftsschichten, für die das Hochpreissegment unerreichbar ist. Im Grunde geht es um eine Renaissance des Mietwohnungsbaus, der sich an praktischen Bedürfnissen orientiert«, erklärt Böhm. »Hier können anerkannte Asylbewerber ebenso einziehen wie eingeseessene Münchner. Wenn ausreichend günstige Wohnungen für alle vorhanden sind, wird sich auch niemand benachteiligt fühlen.« Die städtischen Wohnbaugesellschaften und private Träger sollen diese neuen Wohnungen bauen und sie auch langfristig als Mietwohnungen betreiben.

Leerstand?

Während es in Städten wie Berlin, Frankfurt oder Duisburg in manchen Stadtteilen enorme Leerstände gibt, die man relativ einfach wiederbeleben könnte, ist dies in München und im Ballungsraum kaum ein Thema. »Es gibt ein Potenzial, das für den Markt hier nicht erreichbar ist«, erläutert Christian Böhm. »Das sind beispielsweise große innerstädtische Wohnungen, in denen früher Familien gelebt haben, am Ende aber oft eine alleinstehende alte Dame übrig bleibt. Diese Bewohnerin kann man aus ihrer 4-Zimmer-Sozialwohnung nicht einfach verpflanzen, weil sie das vermutlich nicht oder nur schwer verkraftet.« Greifbarer Leerstand existiert bis auf wenige Ausnahmen laut Böhm in München nicht. Falls doch, werden

Initiativen wie Goldgrund um Til Hofmann aktiv. Leerstand in München hat allerdings eine andere Dimension: Daniel Fuhrhop fordert in seiner Streitschrift »Verbietet das Bauen!« (Oekom, 2015) eine Residenzpflicht – eine solch gilt nämlich u. a. für Ärzte, Anwälte und Asylbewerber – auch für Reiche, um leer stehende Zweitwohnungen zu verhindern. Zählt man die heruntergelassenen Rollläden in den Lenbachgärten und anderen Toplagen, kommt man schnell auf eine stattliche Quadratmeterzahl offenbar ungenutzten Wohnraums. Die Frage drängt sich deshalb wieder einmal auf: Warum verkauft die Stadt (oder städtische GmbHs) ihren Grund leichtsinnig an Investoren, statt selbst die Fäden in der Hand zu behalten? Dann ließen sich derartige Immobilien-Sackgassen vermeiden.

Das Gebot der Stunde: Zusammenrücken

Die im Vergleich zu Berlin wenigen leer stehenden Wohnräume in München können den Bedarf an bezahlbarer Fläche nicht auffangen. Daher ist der Neubau von Wohnraum in und um München nicht zu vermeiden. Allerdings sollten sich die Parameter ändern: »Fast alles, was neu gebaut wird, wurde nicht deshalb gebaut, weil wir hier immer mehr Leute wurden, sondern weil der Platzbedarf pro Kopf immer größer wurde. Deshalb sollte man darüber nachdenken, mehr Gemeinschaftsräume einzuplanen, um die einzelnen Wohnungen kleiner zu konzipieren«, findet Christian Böhm. Er geht noch weiter und schlägt vor: »Einfacher ist es, neu zu bauen. Aber anders: Bauen wir auf dem Gelände der Prinz-Eugen-Kaserne und im Kreativquartier doch einfach mal doppelt so dicht! Das heißt, die Bebauung wird sehr viel urbaner, man wird auf manche Grünfläche verzichten, plant aber dafür vielleicht eine Fahrradstraße ein, kalkuliert weniger Stellplätze ... Das bedeutet, dass man sein Leben dann schon ein wenig ändern muss. Man sollte auch überlegen, ob man nicht neue Definitionen von Grünflächen wagt, wie Gemüseärten, die beackert werden können. Das geht auch in verdichteter Bebauung.« Ein



Rechts: Die bezugsfertige Errichtung eines Gebäudes mit ca. 200 Moduleinheiten nimmt in der Regel nicht mehr als vier Monate in Anspruch | © LiWood, Sascha Kletzsch



Oben und unten: das LiWood-Studentenwohnheim in Heidelberg © LiWood, Sascha Kletzsch



einfach mal anders«

aktueller Problemlösungsvorschlag: »Nach München kommen viele Leute, die erst mal wenig zu tun haben, weil sie noch keinen Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Wenn sie ihren neuen Lebensraum anteilig selbst gestalten dürfen, ist die Chance größer, dass sie sich auch dafür verantwortlich fühlen. Es gibt bereits interessante Projekte, in denen den Bewohnern rohe Häuser zur Verfügung gestellt werden, die dann von den Nutzern selbst nach Bedarf ausgebaut werden. Man braucht nicht immer den Riesenstandard«, meint Böhm. Ein anderer Aspekt ist, dass höher gebaut wird. »Es gibt laufende Projekte, die jetzt statt sechs Etagen acht bauen. Davor muss man sich nicht fürchten. Und die etwas kleinere Freifläche in der Konsequenz wird niemandem fehlen.«

Neue Richtwerte statt starrer Realitätsferne

Die Behörden sind jetzt in ihrer Flexibilität gefordert. »Normalerweise sind Abstandsflächen zwischen Häusern zwar genormt, aber es gibt auch immer Abweichungen, die gegen kein Gesetz verstoßen und die noch nicht einmal genehmigt werden müssen. Die Stadt München muss nur andere Richtwerte ansetzen, dann funktioniert das schon«, so Böhm. Im Moment werden alle Gebiete in und um München nach Wohnnutzungsmöglichkeiten durchkämmt. 15 000 Menschen sollen pro Jahr hier untergebracht werden, und zwar eigentlich sofort. Das bedeutet Chancen für die Entwicklung neuer Wohnmodelle, die man unbedingt so schnell wie möglich realisieren muss. Anstehende Bebauungen müssen zudem aufgestockt werden. Die Anforderungen an die Behörden sind enorm, auch was unkonventionelle Lösungen angeht. Christian Böhm beobachtet eine ungewöhnliche Aufbruchsstimmung: »Alle Beteiligten müssten jetzt sagen: Okay, die Lage hat sich verändert, dann machen wir es jetzt eben einfach mal anders! Man kann gerade sehr deutlich erleben, wie die Situation einzelne Entscheidungsträger lähmt und andere plötzlich sehr beflügelt. Da herrscht eine Stimmung, die sagt: Lasst uns

tun, was wir können! Es gibt auch private Grundstücksbesitzer, die nicht mehr auf die nächste Wertsteigerung warten, bevor sie verkaufen, sondern die sagen: Jetzt muss was passieren, ich beteilige mich. Es gibt Personen, die kreative Fehler riskieren, wo sonst immer alles auf Nummer sicher gehen musste. Man kann gerade einen kreativen Pragmatismus spüren, der lange gefehlt hat, das reicht bis in die baurechtlichen Gesetze hinein. Es bewegt sich was in der Münchner Bauszene!« Böhm fasst: »Wir können nicht mehr nach dem Motto weitermachen: Es ist so, weil es immer so war, und so soll es bleiben. Diese Allianzen unter den Machern wollen wir schmieden. Es wäre super, wenn sich da nachhaltig etwas ändern würde.«

Es ist nicht so, dass »Bauen im Bestand« oder »modulare Architektur« neuartige Themen wären. Es gibt viele Büros und Unternehmen, die in diesen Bereichen seit Jahren Erfahrungen sammeln. Zwei Beispiele:

LIWOOD – LIVING IN WOOD

Seit 2008 plant und realisiert der Münchner Generalunternehmer Christian Czerny unter dem Label »LiWood – Living in Wood« ökologisch und ökonomisch effiziente Studentenwohnheime, Boarding Häuser, Apartments usw. Das Besondere an den Gebäuden, die u. a. in Heidelberg, Konstanz, Heilbronn und Tübingen stehen, ist ihre modulare Holzbauweise: Module aus massiven vorgefertigten Holzwänden werden zu mehrgeschossigen Wohnanlagen montiert. Treppen und Treppenhäuser sind aus Stahlbeton-Fertigteilen. In weniger als einem halben Jahr können Häuser mit bis zu acht Stockwerken fertiggestellt werden. Vorproduzierte Bauteile werden in einer Feldfabrik vor Ort zu Raummodulen montiert. Dadurch entfallen Hunderte von Lkw-Fahrten, was einen enormen Beitrag zum nachhaltigen

Gesamtkonzept bedeutet. 2012 baute LiWood für das Studentenwerk Heidelberg in sechs Monaten drei Apartmenthäuser für 265 Studierende. Abbau oder Umnutzungen der Gebäude sind flexibel bei überschaubarem Kostenaufwand möglich, die Häuser sind nahezu vollständig recycelbar.

SAN RIEMIGLIANO

Bauen im Bestand ist die Lieblingsdisziplin des Münchner Büros Gerstmeir Inic Architekten. Für den Ideenwettbewerb der Initiative »Wohnraum für alle« wählen die Architekten dennoch bewusst Neubauten, weil diese ohne baurechtliche Anpassungen sehr viel schneller umgesetzt werden können als umgenutzte Altbauten. »Riem bietet offene Flächen. Die Dichte dort ist unserer Meinung nach zu gering«, erklärt Thomas Gerstmeir. Auf Freiflächen in Riem lassen sie deshalb Türme in die Höhe wachsen. In den unteren Etagen beherbergen sie Gemeinschaftsräume, Gastronomie und Infrastruktur, weiter oben Wohnungen, die sich auch über mehrere Geschosse erstrecken können. Die Verfasser glauben nicht an das Provisorium, sondern beziehen sich beispielsweise auf das »Rote Wien« in der Zeit nach der Donaunomarchie, als schlagartig eine große Anzahl von Wohnungen gebraucht wurde. Aus diesem Notstand entstanden so berühmte Wohnanlagen wie der Karl-Marx-Hof. »In der Architekturgeschichte gibt es so viele Beispiele und Strategien, um die aktuelle Aufgabenstellung zu bewältigen. Wir müssen nicht jedes Mal das Rad neu erfinden und bei null anfangen«, ergänzt Sinisa Inic. Wohnen braucht nicht nur den Wohnraum an sich, sondern auch Infrastruktur und Erholungsflächen. Riem ist gut an das öffentliche Verkehrsnetz angebunden und bietet mit dem See und dem BUGA-Wald üppige Frei- und Grünräume. »Der Blick in die Alpen ist bis dato in Riem nicht aktiviert. Die Türme haben ein großartiges Potenzial. Nachts sind sie wahre Leuchttürme, tagsüber dienen sie zur Orientierung im Stadtgebiet«, finden die beiden Architekten.

München

Aber vom niederländischen Design können wir vieles lernen, beispielsweise einen

FRANK KALTENBACH

Für viele ist es das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, unmittelbar vor unserer Haustür: die Niederlande. Hier scheint die Freiheit grenzenlos zu sein, pilgern doch seit Generationen Junge und Junggebliebene zu und in Coffeeshops und Rotlichtetablissemments der Amsterdamer Altstadt, berauschen sich an der endlosen Farbenpracht der Tulpenfelder. Und dennoch: Von den Niederlanden erwartet niemand nur museale Glückseligkeit mit van Gogh und Rembrandt, Windmühlen und Grachten. Wer hierherkommt, trifft auf eine dynamische offene Gesellschaft, die sich selbst immer wieder infrage stellt und neu erfindet. Unübersehbar wird das vor allem im Design, in der Architektur, im Städtebau und den großen Infrastrukturprogrammen.

Vom 20. bis 28. Februar sind die Niederlande Gastland auf dem Münchner Design-Event MCBW. Ein Besuch in den Niederlanden ist immer auch ein Blick in die Zukunft. Das reicht von abgefahrenen Teilen in Modeboutiquen, unkonventionellen Möbeln bis zu Brücken und Bahnhöfen. »Nach unserem Verständ-



Aluminiumguss mit geometrisch höchst komplexem Aufbau: **Joris Laarmann | Gradient Chair** | 2014 | © JL, Friedman Benda Gallery, Adriaan de Groot / creativeholland

nis geht es nicht nur darum, schöne und nützliche Objekte zu produzieren, Design wird zunehmend unsichtbar. Das Management von Gestaltung und gesellschaftliche Themen werden wichtiger. Wie regelt man zum Beispiel die Haftungsfrage bei selbst fahrenden Google-Cars?, fragt sich Gerbrand Bas, Design Consultant für die Dutch Creative Industries. Weshalb sind die Niederländer so gut in der Gestaltung von Produkten und Prozessen? »Unsere Fähigkeit, große Projekte zu lösen, erklärt sich aus dem jahrhundertelangen Hochwasserschutz. Es ist niemandem geholfen, wenn der Deich vor der eigenen Haustür hält und woanders bricht.«

Städtebau als Versuchslabor

Der Auftritt in München bietet eine hervorragende Möglichkeit, zu verstehen, wie die Gestalter unseres Nachbarlandes ticken und was sie anderen Designnationen voraushaben: Unvoreingenommenheit, kompromisslose Umsetzung plakativer Ideen, Positivismus, keine Angst vor dem Scheitern und das alles mit einem Schuss Selbstironie. Dass Niederländisches Design so

frisch und zeitgenössisch wirkt, kommt nicht von ungefähr. Während die aktuelle skandinavische Szene auf eine Kontinuität bis zurück zum Bauhaus blicken kann, tritt der Begriff »Dutch Design« erst zu Beginn der 1990er Jahre international in Erscheinung: in der Architektur mit der Rotterdamer Kunsthal von Rem Koolhaas und in der Produktgestaltung mit der Präsentation von Droog Design um Renny Ramakers und Gijs Bakker auf dem Salone del Mobile in Mailand.

Es gibt aber noch eine andere Erklärung für die Unverfrorenheit, mit der die Holländer meist zu Werke gehen: Wo die Topografie keine Grenzen vorgibt, der Platz für die wachsende Bevölkerung immer enger wird und der Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs fast jegliche Geschichte ausgelöscht hat, haben die Menschen gelernt, nach vorn zu schauen und die Umwelt selbst zu gestalten, vom Sofakissen bis zur Neulandgewinnung auf den Poldern oder alten Hafenanlagen. Nirgends klingt der Begriff »Natur« so absurd wie in den Niederlanden, nirgends ist die bewusste Erhaltung bzw. Neuschöpfung der Landschaft durch den Menschen so offensichtlich. »Künstlichkeit« ist hier alternativlos, vielleicht ist deshalb das Vertrauen in die Kreativen des Landes so hoch? Wo sonst würden Bürger freiwillig in neue Städte wie Almere ziehen, die öffentlich als Versuchslabor bezeichnet werden?

Dutch Icons und Recycling-Eleganz

»Superdutch« nannte der Architekturkritiker Baart Lootsma 2000 seine Bestandsaufnahme niederländischer Architektur.



Extralarge: Der **3-D-Beton-Drucker** an der Technischen Universität Eindhoven (TU/e) kann Objekte bis 11 x 5 x 4 Meter herstellen | © creativeholland

Und tatsächlich gibt es einen Hang zum Superzeichen, dem unverwechselbaren Icon. Während in Deutschland die Rekonstruktion von Monumenten längst überkommener Gesellschaftsformen die Architekturdebatte prägt, nutzen die Niederländer die geschichtslose Tabula rasa ihrer Städte und ihr kreatives Potenzial, um mit zeitgenössischen Monumenten das Bild ihrer Metropolen neu zu prägen – im Jetzt und Heute. Noch vor Fertigstellung schaffen sie es auf die Titelseiten der Reiseführer und werden schnell zu Besuchermagneten. Die Dutch Icons sprengen unsere Vorstellungskraft, indem sie

unser ästhetisches Empfinden herausfordern, die Gesetze der Schwerkraft zu negieren scheinen oder durch die Kombination sich widersprechender Nutzungen überraschen. Rotterdam ist es in nur 25 Jahren gelungen, von einer gesichtslosen, unwirtschaftlichen Hafenstadt der Nachkriegsmoderne zum Mekka zeitgenössischer Architektur und Urbanität aufzusteigen. Jüngstes Beispiel ist die neue Markthalle von MVRDV unmittelbar neben der alten gotischen Kirche. Wie eine riesige Frühlingsrolle wölbt sich ein zwölfgeschossiger Bogen mit Apartments über die weite Fläche der Marktstände. Bei Nacht strahlen überdimensionale Abbildungen von Obst und Gemüse, die das Hallengewölbe überziehen, als Pop-Art-Superzeichen durch die verglasten Stirnseiten. Auch der Anbau an den historischen Ziegelbau des Stedelijk Museum in Amsterdam in Form einer überdimensionalen »Badewanne« mit fugenloser weißer Kunststoffschale von Ben van der Velden hätte wohl in keinem anderen Land die Akzeptanz der Denkmalschützer gefunden.

Mit ihrer Fähigkeit, die unterschiedlichsten Dinge zu einer Einheit zusammenzubringen, gelingt es den Holländern sogar, die andernorts eher gebastelt wirkende Alternativkultur aus Recyclingmaterial zu hochwertigem Design zu veredeln. Piet Hein Eek macht das Patchworkmuster aus gebrauchten lackierten und abgeschliffenen Holzplanken zum Markenzeichen seiner Stühle, Regale und Tische, wobei es ihm immer gelingt, die eleganten Proportionen klassischer »De Stijl«-Möbel durchscheinen zu lassen. Auch dem Team von 2012 Architecten ist es gelungen, eine neue vornehme Reuse-Ästhetik zu finden: Die Villa Welpeloo in Enschede ist ganz nach dem »superuse«-Prinzip, zu 60 Prozent aus ausgedienten Kabeltrommeln und sonstigen wiederverwerteten Materialien gebaut und erinnert in keinsten Weise an wild zusammengezimmerte Hippieburgen.

Niederländische Architekten haben nicht nur die Ästhetik unserer gebauten Umwelt verändert, sondern vor allem das Bewusstsein für Raumprogramm, Typologie und Erschließung verstärkt. Die starke ikonografische Wirkung der Gebäude ist das Resultat, nicht der Ausgangspunkt dieser Überlegungen – Dutch Icons stehen mittlerweile in aller Welt verteilt: In Beijing beherrscht das 230 Meter hohe CCTV Gebäude die Silhouette, in Porto bilden die Casa da Musica, in Seattle die Stadtbibliothek und in Stuttgart das Mercedesmuseum wichtige Anziehungspunkte. In Berlin verspricht die in Planung befindliche Zentrale des Springer-Verlags von OMA ein neuer Publikumsmagnet zu werden.

Manchmal eckt die niederländische Unbefangenheit aber auch richtig an. Seit zwölf Jahren plant und baut Erick van Egeraat den Innenstadtcampus der Universität in Leipzig direkt hinter dem Gewandhaus. Als Sakrale fassen viele Leipziger die Entscheidung auf, die 1968 von der DDR gesprengte Paulinerkirche als profane Aula frei stilisiert nachzubilden. Der aufwendige Innenausbau der Aula ist noch immer nicht abgeschlossen.

München scheint gegen den provokanten Virus der holländischen Architektur immun zu sein. Bei dem 2004 fertiggestell-

Anzeige

»Jetzt ist die Zeit und Stunde da, wir fahren nach Amerika!«

MÜNCHEN UND DER WILDE WESTEN

Über ein vergessenes Kapitel Münchner Kulturgeschichte von den 1840er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg

Gasteig, Glashalle 1. OG | 1.2. – 13.3.2016 | Eintritt frei

Konzept, Text und Gestaltung: Hermann Wilhelm
Eine Ausstellung der Gasteig München GmbH

30 JAHRE
Gasteig
Kultur für München

unvoreingenommenen Blick nach vorn. Der Nachbar ist Gastland auf der MCBW.

ist nicht Rotterdam

ten Park Village von MVRDV in Unterföhring wurde die quietschbunte, identitätsstiftende, alles überspannende Medienhülle weggespart, das kleine Barcode House der Architekten liegt versteckt in einem Villenviertel. Der Sanierungsauftrag für das Haus der Kunst ging trotz jahrelanger Annäherung nicht an Rem Koolhaas, sondern an den dezenter agierenden David Chipperfield. Und der im Bau befindliche 70 000 Quadratmeter große Büro- und Hotelkomplex an der Friedenheimer Brücke des sonst so eleganten Wiel Arets wirkt auf den Renderings wie eine mutlose gediegen-kommerzielle Lightversion von Superdutch aus der niederländischen Peripherie nach der jüngsten Wirtschaftskrise.

3-D-Druck und ornamentale Opulenz

Umso grandioser fiel die Schau aus, die Rem Koolhaas anlässlich der niederländischen Ratspräsidentschaft 2004 im Haus der Kunst zeigte. Mangels einer gemeinsamen europäischen Bildsprache entwickelte er eine europäische Flagge als Strichcode aller Farben der Nationalflaggen und verteilte europäische Pässe an die Besucher. Seine Kritik am mangelnden Selbstbild Europas war so humorvoll wie schonungslos. Eine Vorahnung der Auflösungserscheinungen der EU der letzten Monate?

Dieses Jahr haben die Niederländer erneut die Ratspräsi-



Willkommen Europa! Recycelbaren Biokunststoff aus dem 3-D-Drucker verwendeten DUS Architects für ihren mobilen Pavillon in Amsterdam: **Europe Building** | 2015/16

denchaft inne und damit erneut ein Forum, um Stellung zu den Nachbarn zu beziehen und sich selbst zu präsentieren. Den mobilen Empfangspavillon in Amsterdam bekleiden dieses Mal Fassadenelemente aus Biokunststoff, die im größten 3-D-Drucker Europas in Amsterdam hergestellt wurden und

nach Gebrauch recycelt oder kompostiert werden können. Seit Jahren schon forschen DUS Architekten gemeinsam mit der Industrie und Wissenschaft an naturverträglichen 3-D-gedruckten Bauteilen für ein Grachtenhaus.

Bereits 1998 hat Joris Laarmann bei seinem »Bone Chair« Simulationssoftware aus der Automobilindustrie eingesetzt, um den geometrischen Komplexitätsgrad von Motoren mit dem Aluminiumguss von Möbeln nachzubilden – ein Prinzip, das er bis zu seinem »Gradient Chair« immer weiter verfeinert hat. Bereits seine Abschlussarbeit an der Akademie Eindhoven, der Heizkörper »Heatwave« in Form floraler Wandreliefs, die an Rokokoornamente erinnern und in beliebiger Position mitten auf der Wand montiert werden können, sind eine konzeptionelle Neuerung, drücken aber auch das Bedürfnis aus, den dogmatischen Funktionalismus mit spielerischer Ironie zu überwinden.



Praktischer Luftstaubsauger und umweltpolitische Installation vom niederländischen Künstler des Jahres 2016: **Daan Roosegarde** | **Smog Free Tower** | 2015

Der unumstrittene Meister des Ornaments und ganzer Raumwelten in der Gastro- und Hotelszene ist momentan Marcel Wanders. Auch seine Karriere begann mit einem aufsehenerregenden Stuhl für Droog. Seither treibt er den Mix an Ideenreichtum auf die Spitze, verdichtet Texturen und Objekte zu homogenen Raumstimmungen. Diese dekorative Opulenz scheint zunächst den Prinzipien des konzeptuellen calvinistisch geprägten Dutch Design zu widersprechen, ist in seiner konsequenten und ironischen Radikalität aber dennoch typisch nie-

derländisch. Oder wirkt bei der neuen Lust am Ornament vielleicht der Katholizismus mit, der sich hartnäckig entlang der südlichen Landesgrenze gehalten hat?

Frische Luft als Autorendesign?

Wo liegt die Zukunft im niederländischen Design? Für Gerbrand Bas müssen sich Designer den wesentlichen Herausforderungen unserer Gesellschaft stellen. »Meine aktuellen Heroes sind transdisziplinär arbeitende Denker und Maker wie Daan Roosegarde.« Der »Techno-Poet« Roosegarde schafft nicht Objekte, sondern macht mit Kunstprojekten im öffentlichen Raum auf existenzielle Themen aufmerksam. Bei seiner Installation »Waterlicht« simuliert er im Zentrum von Amsterdam



Ein Stuhl für Seefahrer – **Marcel Wanders** | **Knotted Chair** | 1996 für Droog Design | © creativeholland (4)

über den Köpfen der verblüfften Besucher mit wellenförmigen LED-Projektionen die Höhe des natürlichen Meeresspiegels, der ohne Deiche und ständige Entwässerung das gesamte Land unter Wasser setzen würde. Sein sieben Meter hoher »Smog Free Tower« ist in der Lage, wie ein riesiger Staubsauger in einer Stunde mit modernster ozonfreier Ionentechnologie 30 000



Schadstoffe zu Juwelen! Komprimierter Smog als Schmuckstein – Roosegarde's Endprodukte bieten mehr als eine edle Spende

Kubikmeter Luft zu reinigen. Ausgehend von Rotterdam wird er um die ganze Welt reisen. Aber ist das Design? Zum Anfassen liefert Roosegarde auf Bestellung »smogfreien« Schmuck aus komprimierten Luftschadstoffen. Mit dem Erwerb eines Rings schenkt man der Stadt 1000 Kubikmeter frische Luft. ||

MCBW – MUNICH CREATIVE BUSINESS WEEK

Zahlreiche Ausstellungen und Events an verschiedenen Veranstaltungsorten | **20.–28. Februar** | Programm und Infos: www.mcbw.de | Niederländische Aspekte:

AUSSTELLUNG: DUTCH DESIGN AWARDS PRÄSENTIERT: BEST OF DUTCH DESIGN 2015

Alte Kongresshalle | Theresienhöhe 15 | **22.–28. Feb.** Mo–Sa 10–22 Uhr, So 10–18 Uhr | DDA ist die renommierteste Designinstitution der Niederlande. Ausgezeichnet wird Design von hohem Innovationsgrad und gesellschaftlichem Beitrag. Die Ausstellung präsentiert Arbeiten von Gewinnern und Finalisten des Dutch Design Award 2015. Darunter etwa in der Kategorie »Young Designers« der Produktdesigner David Derksen sowie die Mode designerinnen Barbara Langendijk und die erstplatzierte Teresa van Dongen.

AUSSTELLUNG: MARCEL WANDERS WELCOMES YOU TO MOOOI

Neue Werkstätten | Promenadeplatz 8 | Eröffnung mit dem Designer: **23. Feb.**, 19–23 Uhr | Mo–Sa 10–18 Uhr

TALK: MARCEL WANDERS – DESIGNER OF A NEW AGE

Pinakothek der Moderne, Ernst von Siemens-Auditorium Barer Str. 40 | **24. Feb.**, 17–19 Uhr | Dem vielfach ausgezeichneten, für seine außergewöhnlichen Designikonen berühmten Gestalter geht es vor allem um das Menschliche im Designprozess und ganzheitliche Lösungen. Er zielt auf eine »neue Designära«, in der Gestalter, Handwerker und Nutzer wieder vereint sind.

KONFERENZ: MCBW LECTURES – DESIGNBETTER: UNCONFERENCE ON DESIGN & ETHICS

Alte Kongresshalle | Theresienhöhe 15 | **24. Feb.**, 13–18.30 Uhr »Denker« und »Macher« stellen ihre unterschiedlichen Positionen vor und suchen in der experimentellen Konferenzanordnung gemeinsam mit dem Publikum nach neuen Perspektiven.

AUSSTELLUNG: DIRK VANDER KOOIJ BEI INGO MAURER

Ingo Maurer GmbH | Kaiserstr. 47 | Di–Fr 11–19 Uhr, Sa 11–16 Uhr | Eröffnung mit dem Designer: **24. Feb.**, 18–22 Uhr | Der für sein Recyclingdesign bekannte junge Gestalter von Möbeln, Vasen und Leuchten war einst Praktikant in Ingo Maurers Team.

SYMPOSIUM: DeUTsCH

Pinakothek der Moderne, Ernst von Siemens-Auditorium Barer Str. 40 | **25. Feb.**, 16–20 Uhr | Zwei Podiumsrunden mit Designern und Architekten betrachten und diskutieren die Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Synergiepotenziale der beiden Länder Deutschland und Niederlande hinsichtlich der Disziplinen Architektur und Design.

PODIUMSDISKUSSION UND PUBLIKATIONS-PRÄSENTATION: DUTCH DESIGN MAGAZINE DUDE

BMW Welt, Conference Room 2 | Am Olympiapark 1 **26. Feb.**, 14–16 Uhr | Die Sonderausgabe des Magazins des Verbandes Niederländischer Designer (BNO) ist dem BNO-Ehrenmitglied Adrian van Hoydonk gewidmet.

Anzeige

DEM VOLK ZUR LUST UND ZUM GEGEIHEN

150 JAHRE

GÄRTNERPLATZTHEATER

Ausstellung im

Deutschen Theatermuseum

16. Januar – 10. April 2016

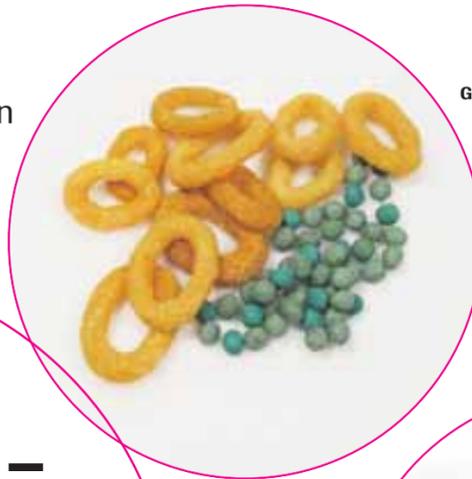
Galeriestraße 4a · 80539 München · Täglich 10.00 bis 16.00 Uhr (außer montags) · www.deutschestheatermuseum.de

Foto: Christian Pöggendorf

Experimentierfreude, Humor und tragbare Kreationen vom Feinsten – die Events der »Schmuck«-Woche bieten alles, was das Herz und die Sinne begehren.



Schmuck-Kästchen, Schnitzel und Butter



Gisbert Stach | Calamari Fritti | einzelne Anhänger; Bernstein, Silikon | **Erbsenkette** Rubin in Zoisit, Malachit, Silikon, Perslenseide, Metall | 2015 | © Gisbert Stach || li: **Der »Klassiker der Moderne« auf der Sonderschau der IHM: Peter Chang | German Fontinella** | 2003 | Armschmuck; Acryl, PVC, Kunstharz, 7 x 17 cm | © Peter Chang || unten: Aus der Schau US-amerikanischer Künstler der Galerie Biró/Jewelers' Werk Galerie in der Galerie Jordanow: **Ellen Reiben | Pinewood** | 2015 | Holz und Silber, 12 x 12 x 4 inches | © Ellen Reiben



HANNE WESKOTT

Wo man geht und steht, wird man in der letzten Februarwoche wieder auf Schmuckkünstler und deren Sammler, Galeristen und Museumsleiter aus aller Welt treffen. Sie reisen für die Sonderschau »Schmuck 2016« auf der Internationalen Handwerksmesse an, wollen ihre Kollegen, Freunde und Konkurrenten sprechen und werden gebührend empfangen. Das Programm der Schmuckwoche weitet sich von Schwabing, Maxvorstadt und Zentrum bis in die Vorstädte nach Sendling und Giesing aus. Es bietet sich also an, die bekannten Hauptwege einmal zu verlassen, um Entdeckungen zu machen. Den Mittelpunkt bildet die Messehalle B1, wo in der »Schmuck«, wie jedes Jahr, Altmeister auf junge Talente treffen. Als »Klassiker« wird diesmal der 1944 in London geborene und in Schottland lebende Peter Chang vorgestellt, der mit seinen farbenfrohen fantasievollen Armreifen und Broschen aus Kunststoff eine singuläre Stellung im zeitgenössischen Autoren Schmuck einnimmt. Seine Schmuckstücke sind heute so selten wie begehrt und erreichen Preise, die man sonst für einen Klein- oder Mittelklassewagen zahlt.

Juriert hat die »Schmuck 2016« einer der Pioniere des Autoren Schmucks, Peter Skubic aus Österreich, ein sehr eigenwilliger Gestalter mit internationalem Renommee, von dem aktuell einige Arbeiten in der Galerie Isabella Hund in der Stadt zu sehen sind. Für Skubic muss Schmuck nicht unbedingt schön sein. Es kann sogar Mut erfordern, ihn zu tragen, was man auch bei seiner Auswahl spürt. Aber Skubic ist Profi genug, um gut zu mischen. So trifft bei ihm die in den 70er Jahren geborene zweite Generation der Paduaner Schule mit Annamaria Zanella, Stefano Marchetti und Graziano Visintin auf Schmuckkünstler aus Osteuropa wie Peter Machata, Jana Machatová und Jiří Sibor sowie auf jüngere und ältere Künstler

aus aller Welt wie auf den aus den USA stammenden Donald Friedlich, der Broschen wie

Spargelstangen aus Glas oder ein Butterstück aus Holz formt, alles mit 14 Karat Gold veredelt. In diese Reihe der speziellen Schmuckstücke gehören auch die Broschen aus zermahlenem und in Form gepressten Bernstein des Münchners Gisbert Stach, die täuschend echt wie Toastbrote, panierte Schnitzel oder Calamari in Originalgröße aussehen. Sich diese anzustrecken, erfordert sicher Mut, zeugt aber auch davon, dass man Humor hat und experimentierfreudig ist.

Gisbert Stach kann man noch einmal begegnen, wenn man die Hauptwege verlässt und den Spuren der Galerie Biró Junior folgt. Im »Freiraum« in der Pestalozzistraße zeigt Kinga Zobel die Ergebnisse des Projekts »The Box«, das sie zusammen mit Platforma (New York) organisiert hat. Dafür wurden sechs Künstlern Schachteln mit wertlosen, aber reinweißen Dingen zugesandt, aus denen sie ein Kunstwerk, respektive ein Schmuckstück fertigen sollten. Auch Stach hat diese Herausforderung angenommen. Daneben stellt Kinga Zobel als Gast der Galerie Royal Schmuckklassen der wichtigsten deutschen Akademien vor. Ihre Mutter Olga Zobel, die seit mehr als 25 Jahren Autoren Schmuck in ihrer Galerie Biró zeigt, hat diesmal Lisa Walker aus Neuseeland eingeladen. Bei ihr kann praktisch alles zu Schmuck werden, selbst ein Laptop. Und allein um zu sehen, was sie diesmal alles in Kunst verwandelt hat, lohnt schon den Weg in die Zieblandstraße. Aber dort gibt es noch mehr Schmuck, weil Olga Zobel in der benachbarten Galerie

Jordanow in Kooperation mit Jewelers' Werk (Washington DC) neuere amerikanische Schmucktalente vorstellt.

Ausstellungen, die einen Überblick über einen gewissen Kreis bieten, findet man während der »Schmuck« öfters, so auch bei »3 Stations«, einem Projekt des Atelierhauses in der Welslerstraße 15, das als typisches Beispiel für künstlerische Eigeninitiative während der Schmuckwoche gelten kann. Weil Platz zum Ausstellen rar ist, fragen auswärtige Künstler oft bei ihren Münchner Kollegen nach, so auch bei Gisbert Stach. Vor fünf Jahren begann er sein Atelier für kleinere Präsentationen zur Verfügung zu stellen. Inzwischen machen auch andere aus dem Atelierhaus mit, so dass heuer hier fünf Projekte Platz finden, darunter eine Hommage an den im letzten Jahr verstorbenen Schmuckkünstler Manfred Bischoff, für den seine ehemaligen Studenten je eine Arbeit angefertigt haben. Aber es kommen auch Studenten aus Antwerpen und die Gruppe UNOSTO aus Prag, die sich auf kinetischen Schmuck spezialisiert hat. Es gibt also auf solchen Nebenwegen einiges zu entdecken. Trotzdem sollte man wichtige Orte wie die einschlägigen Galerien und den Bayerischen Kunstgewerbeverein nicht auslassen, in dem Mari Ishikawa, die ihre Ideen und Formen vielfach aus der Natur nimmt, mit älteren und neueren Schmuckstücken über eine Parallelwelt nachdenkt. ||

»SCHMUCK 2016« AUF DER IHM
Messe München, Halle B 1 | 24. Februar bis 1. März
Mi bis Di 9.30–18 Uhr | www.ihm-handwerkdesign.com |
Programm, Termine und alle Adressen im Stadtgebiet siehe
Faltblatt: www.ihm-handwerk-design.com/files/hd/Bilder/Highlights/Schmuck/Schmuck_2016_-_Rahmenprogramm__002_.pdf

Broschen des amerikanischen Schmuckkünstlers Thomas Gentile in der Pinakothek der Moderne.



Vom Ebenholz zur Eierschale

Thomas Gentile | Brosche | 1961
Ebenholz, Seidenfaden, Gold | © Die Neue Sammlung – The Design Museum

Thomas Gentile nimmt in der Entwicklung des Künstlerschmucks in den USA eine Schlüsselrolle ein. Er hat an vielen Schulen gelehrt und neue Künstler ausgebildet. In die Wiege allerdings war ihm eine derartige Karriere nicht gelegt worden, obwohl es in seiner Familie keinen Widerstand gegen das Studium der Kunst gab. Seiner Meinung nach lag das daran, dass sein Vater Sizilianer war und Italien und Kunst sozusagen Synonyme sind. Die Schwierigkeiten kamen erst später. Für welche Richtung sollte er sich entscheiden und wovon leben? Er lernte Silberschmieden, Weben, Holzschneiden und Design, bis er 1958 mit 22 Jahren seinen Abschluss am Cleveland Institute of Art machte. Damals kam er auf die Idee, aus einem Stück Ebenholz eine Brosche zu formen, was ihm sein Lehrer aber verbot. Er fertigte es dann zu Hause an und war von dem Augenblick an entschlossen, neue Materialien für Schmuck zu entdecken und auszuprobieren und wurde schließlich zum ersten amerikanischen Gestalter zeitgenössischen Autoren Schmucks. Mit der Wahl dieses »unedlen« Materials lag er ganz im Trend der in Europa sich bildenden Schmuckszene. Gentile blieb dem Holz bis heute treu, auch wenn er immer

wieder mit neuen Materialien wie Kork, Papier, Farbe, Markasit, Nylon, Glas, Eierschalen und seit Neuem sogar mit Kokosnuss experimentiert.

Wie lange er ein bestimmtes Material bevorzugte, ist schwer zu sagen, weil er sich weigert, seine Stücke zu datieren. Nur für das älteste Exemplar in der Ausstellung, eine hölzerne Brosche, in die er blaue Seidenfäden eingearbeitet hat, gibt er 1961 an. Danach wird nach Formfamilien und Materialien geordnet, denn Gentile ist der Meinung, dass nur das Objekt zählt und die Entstehungszeit völlig unwichtig ist. Diese Holzbroche freilich weist eine Besonderheit auf, die eines der Markenzeichen seiner Kunst ist: Auf der Rückseite gibt es eine goldene Platte und im Inneren Goldstifte, »so dass alles durch Gold zusammengehalten wird, das man nur an den Seiten sehen kann. Das ist meine Art zu sagen, dass das Ebenholz und die Seide wertvoller sind als das Gold auf der Rückseite«. Demzufolge hat manch ein Stück aus unedlen Materialien eine goldene Armierung.

So viel Thomas Gentile auch experimentiert hat – was seine Formen anbelangt, blieb er im geometrischen Bereich und damit dem Trend der Kunst der 60er Jahre treu, was aber der Vielfalt keinen Abbruch tut. Diese liegt bei ihm in den Materialien, den daraus resultierenden Oberflächen, Farben und ihrer Kombination. Wie sehr es ihm auf die Oberflächen ankam, zeigen Stücke, die er sehr aufwändig mit einer Einlegearbeit aus Eierschalen gestaltet hat. Einige wenige formale Ausnahmen gibt es aber doch, wie das Paar Ohrhinge, das er aus einer Goldplatte fertigte. Das kam so: Nach einer Party bei dem Galeristen Robert Lee Morris bekamen die Schmuckkünstler als »Desert« je eine Goldplatte, aus der sie ein Stück machen sollten, und Gentile entschied sich für die Ohrhinge, bei denen eine goldene Blüte auf bronzenem Grund liegt. || **hw**

UNTITLED. THOMAS GENTILE. AMERICAN JEWELER
Neue Sammlung in der Pinakothek der Moderne
Barer Str. 40 | 27. Februar bis 20. Mai | Di–So 10–18 Uhr,
Do bis 20 Uhr | Der Katalog »Untitled« (Arnoldsche Verlagsanstalt, 2015, 208 S., 200 Abb.) kostet 39,80 Euro

Körperbezogen und einzigartig individuell sind die Stücke des Goldschmieds Gerd Rothmann. In der Galerie Handwerk präsentiert er eine Werkübersicht.



Gerd Rothmann | Armreif »Von ihren drei erwachsenen Kindern« | 2014 | Silber, Pigment-Binder, 63 x 55 x 44 mm (WVZ 761) || unten: Armreif »Fingerspitzen der Fastrich-Kinder« | 2008 Weißgold, Gelbgold, mit gravierten Celan-Versen (WVZ 590) | Fotos: Wilfried Petzi | © Gerd Rothmann (2)

Fersenform und Fingerzeichen

HANNE WESKOTT

Es gibt nur wenige Vertreter des Künstlerschmucks, die wie Gerd Rothmann auf ein ganz bestimmtes Spektrum ihres Werks reduziert werden. Bei Rothmann sind es neben den Abformungen von Körperteilen wie Fersen, Nasen oder Ohren vor allem die Fingerabdrücke in Ringen, Ketten und Broschen – Schmuck, der personenbezogener nicht sein könnte. Dabei wird oft übersehen, dass die Fingerabdrücke vielfach von Rothmann selbst stammen: »Ich bin der Goldschmied, meine Finger geben der Form eine individuelle Herkunft.« Damit schafft er Unikate, die nicht kopiert werden können. Nicht viel anders verhält es sich mit den Körperabdrücken seiner Kunden. Hier bräuchte jeder Nachahmer erst die Erlaubnis des Besitzers. Diese zu erhalten, dürfte schwierig sein, weil ja gerade das Einmalige und Persönliche den Wert eines solchen Schmuckstücks ausmacht. So drückt beispielsweise eine Halskette mit den Fingerabdrücken des Partners eine so innige Verbindung aus, wie sie auch der kostbarste Juwelenschmuck nicht erreichen kann. Selbst die Vorstellung, Eheringe mit den gegenseitigen Abdrücken zu machen, ist Rothmann nicht fremd.

Mit diesem sehr individuellen Schmuck hat sich Gerd Rothmann einen festen Platz in der Geschichte des Künstlerschmucks gesichert, obwohl er stets betont, dass es nie sein Anliegen war, als freier Künstler zu gelten. Er ist und bleibt Gold- und Silberschmied. Das hat er gelernt und so hat er immer gearbeitet, auch bevor er begann, körperbezogenen Schmuck zu gestalten. Das Neue konnte schließlich erst auf der Basis einer gewissen Erfahrung reifen. Daran zu erinnern, hat er sich für seine Werkübersicht – betitelt – »Affären« vorgenommen und sich die Mühe gemacht, sein Schmuckarchiv zu sichten. So gibt es selbst für langjährige Rothmann-Freunde einiges zu entdecken, auch wenn es eigentlich klar war, dass ein Goldschmied wie er auch in den Anfängen nicht langweiligen Allerweltsschmuck gemacht hat. Dafür tritt er jetzt sozusagen den Beweis an. 1941 geboren, beginnt er sein Werkverzeichnis mit 1967/68, wobei er bereits damals Kontakt zu denjenigen hatte, die jenseits des industriellen Juwelierschmucks handgefertigte Stücke machten, deren Wert sich nicht über das edle Material allein definierte. Man suchte ganz bewusst neue Materialien. Rothmann begann mit farbigem Plexiglas, aus dem er quadratische Schmuckplatten entwickelte, die in eine Halterung aus verchromtem Messingblech so eingesetzt wurden, dass sie auswechselbar waren. Auch hier kam schon der Gedanke des Individuellen ins Spiel.

1976 war für ihn das Jahr eines »radikalen Umdenkens«, sagt er. »Das Motiv der Brosche auf der Kleidung, ohne direkte Verbindung zur Person, wurde mir zu austauschbar.« Die Anregung hierfür kam aus der bildenden Kunst, in der »vieles im Umbruch« und neu war. Rothmann ging so seinen Weg ohne Edelmetall. Die einzige Ausnahme im Bereich der Gold- und Silberschmiedekunst blieb für ihn lange Zeit das »Gerät«, wie Geschirr, Besteck und Ähnliches in Zunft und Wissenschaft bezeichnet wird. Er hatte zwar früher in den 70er Jahren sogar für die Kirche gearbeitet und Kreuze entworfen, aber mit seiner neuen Körperabdrucktechnik fand er zum »Gerät« keinen Zugang. Da nämlich erschien ihm »die herkömmliche Produktion zu begrenzt«, aber dann kam er eben auf die Idee, Schalen, Becher und sogar ein Besteck mit Hand- oder Fingerabdrücken zu versehen, was neben dem Individuellen sogar einen praktischen Effekt bei der Handhabung hat und zeigt, welche Möglichkeiten Rothmann noch offenstehen. Man darf gespannt sein. ||

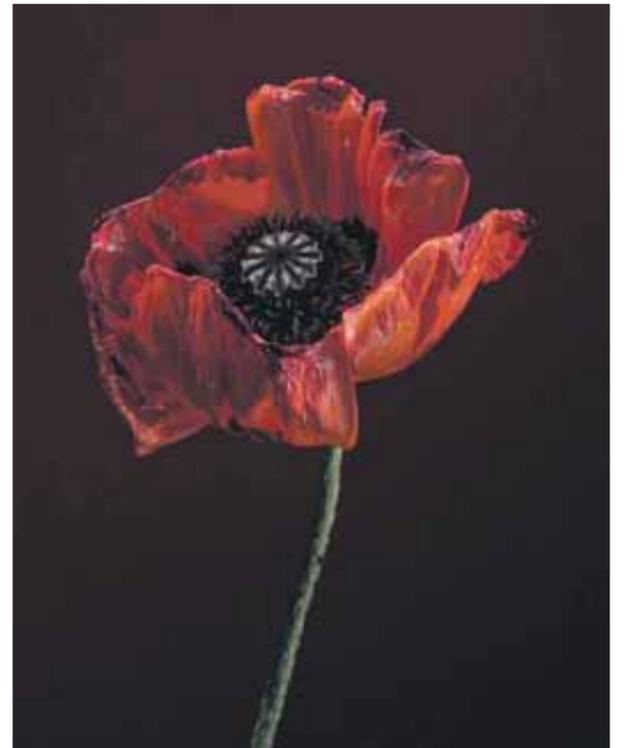


AFFÄREN – EINE WERKÜBERSICHT VON GERD ROTHMANN

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Straße 4
25. Februar bis 2. April | Di/Mi/Fr 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr, Sa 10–13 Uhr | Eröffnung: 24. Feb., 19 Uhr | 27.–29. Feb., 10–15 Uhr
Rothmanns Werkverzeichnis 1967–2008 ist in der Arnoldschen Verlagsanstalt erschienen (404 S., 600 Abb., 39,80 Euro)

Schöne dunkle Seite des Lebens

Drogen-Fotos und Glas-Objekte zeigt die Themen-Ausstellung »Life is not a Beach« der Alexander Tutsek-Stiftung.



Mathieu Gafsou | Papaver Somniferum | 2013 | Pigmentdruck, 50 x 40 cm | © Mathieu Gafsou, mit freundlicher Genehmigung von Galerie C

CHRISTA SIGG

Zwei Welten treffen hier aufeinander. Sieht man einmal davon ab, dass Heroinspritzen auch aus Glas sein können. Und Kokainlinien am besten vom gläsernen Couchtisch geschmupft werden, um gleich ein schönes Klischee zu bedienen. Ansonsten bringt man Glas, dem das Image des Glänzenden, Glatten, Reinen und erst recht Heilen anhaftet, kaum mit dem Thema Drogen in Verbindung. Dieser eher schmutzig-schmuddeligen, sowieso illegalen Angelegenheit, die meistens draußen, irgendwo im Dunkeln passiert.

In einer Schwabinger Jugendstilvilla beginnt sich dieser Antagonismus aufzulösen, um sich schließlich über die anregende Konfrontation zur gegenseitigen Ergänzung zu wandeln. Allerdings braucht es in den Schauräumen der Alexander Tutsek-Stiftung, diesem ambitionierten Forum für die zeitgenössische Glaskunst, ein weiteres Medium, das die Drogen tatsächlich ins Spiel bringt: Es sind die Fotografien Mathieu Gafsous. Über ein Jahr hat der 35-jährige Schweizer die Junkie-Szene von Lausanne beobachtet, das Leben der Abhängigen dokumentiert, die Orte ihrer fatalen Sucht, die Instrumente des berausenden Konsums.

Man braucht eine Weile, um zu realisieren, dass auf den manierlich drapierten kleinen Stillleben nicht die üblichen Vasen, Steinformationen oder ausgefallener Autorenschmuck zu sehen ist. Denn Gafsou inszeniert die Colaflasche voller Kantilen (»Coke«, 2013), die Amphetaminpaste und den medizinischen Löffel wie Ikonen. Liest man die dezenten kleinen Schilder, dann entpuppt sich das Kraut, das irgendwo zwischen der Kalotypie eines William Henry Fox Talbots und den neu-sachlichen Pflanzenfotografien Karl Blossfeldts treibt, als getrocknetes Cannabis (2013). Und die elegant gewundene Qualle mit ihrem zarten Schleier als ganz banales Präservativ. Selbst die Steppdecke, die in einem Schlafzimmer aus Sträuchern, Geäst und durchmoostem Gras vom bezahlten Sex zurück geblieben ist, hat etwas von einem Matisse'schen Scherenschnitt, und erst die Spritze am Boden erzählt die eigentliche Geschichte.

Das ist meilenweit entfernt von den schockierenden Sequenzen des amerikanischen Tabu-Brechers Larry Clark, der 1971, über 20 Jahre vor seinem Film »Kids«, das Drogenmilieu seiner Heimatstadt Tulsa im gleichnamigen Fotoband dokumentiert hat. Die enge Verknüpfung mit Gewalt und Sexualität sorgte damals für einen Skandal, und bis heute schockieren diese Bilder in ihrer schonungslosen Brutalität. Das war eine erste grandiose Provokation, lange bevor Nan Goldin mit der Kamera durch die harten Viertel New Yorks zog und bisweilen selbst Teil dieser Szene war.

Man kann natürlich darüber streiten, ob Gafsous ästhetische Überhöhung der Wirklichkeit angemessen ist. Ob sich da nicht auch etwas Verharmlosendes einschleicht. Zumal die dazugehörigen Porträts keine tief gezeichneten, allzu früh gealterten und womöglich verwahrlosten Opfer ihrer Sucht wiedergeben und man durchaus von einer Poetisierung dieser Schattenwelt sprechen darf.

Sicher, Frédérique ist blass, scheint übernachtigt, die Augen sind weit aufgerissen. Caroline hat etwas Verwirrtes im Blick und Armando fixiert sein Gegenüber angestrengt aus einem maskenhaft versteinerten Gesicht. Pierre, der den Ausstellungstitel »Life is not a Beach« als Tätowierung auf dem Arm trägt, könnte dagegen glatt als Sozialarbeiter durchgehen. Aber das ist eben auch wieder die Außensicht, wer kann schon

Alexander Tutsek-Stiftung

Die im Jahr 2000 gegründete Alexander Tutsek-Stiftung ist bekannt für ihre exquisite Sammlung von Glaskunst und hat ihren Sitz in einer Schwabinger Jugendstilvilla an der Karl-Theodor-Straße. Das ehemalige Künstleratelier des Hauses wurde zum Schauraum umgestaltet. Hier hat vor allem die zeitgenössische Glaskunst eines ihrer seltenen Foren in Deutschland. 2008 kam die moderne Fotografie hinzu, die inzwischen einen beträchtlichen Teil der Kollektion ausmacht. In Themen-Ausstellungen werden die beiden Sammlungsbereiche regelmäßig kombiniert und konfrontiert.

unterscheiden, ob der dauernd abgekämpfte Kreativmanager oder die Businesslady an Tabletten und Pülverchen hängt oder geradewegs auf den Burnout zusteuert.

Es geht hier nicht um Aufklärung, nach den üblichen Klischees muss man auf diesen Bildern schon suchen. Darin liegt nicht nur eine Qualität, sondern auch der Reiz von Gafsous Fotografien, deren Wirkung sich erst langsam einen Weg bahnt. Und durch diese Ästhetisierung und das Fehlen eindeutig abschreckender Momente funktioniert letztlich auch das Zusammenspiel mit der gläsernen Kunst.

Die ist keineswegs harmlos, wenngleich sie im Licht der Scheinwerfer zu glänzen beginnt. Und zwischendurch sogar Champs-Élysées- oder wenigstens Maximilianstraßen-Chic verbreitet wie die Chanel-Einkaufstüte (2010) aus Glasperlen. Doch wo es glitzert, ist das Dunkle nicht weit: Shige Fujishiro, der Künstler, will mit seiner Installation auf die Obdachlosen aufmerksam machen. Einen Raum weiter könnte man Katharina Kleinfelds »Hoffnungsbündel« (2012) – gläserne »Hope«-Schriftzüge auf Stielen – leicht mit gut gemeinter Kirchentags-Deko verwechseln, doch Janusz Walentynowicz' Glasschatulle »The Good Book« (2002), in der ein ansehnlicher Revolver auf den ultimativen Einsatz wartet, steuert eiskalt dagegen.

Mit prächtigen HIV- oder Ebola-Viren im Großformat (2010) hat Luke Jerram unsere Panik vor unheilbaren Krankheiten in Glas geschmolzen – wenigstens in der Ausstellung sind sie sicher in einer Vitrine untergebracht. Nah am Kitsch bewegt sich Maria Lugossy hinreißend schöne Arbeit »Bluebay«. Was eignet sich besser, in die Abgründe der womöglich depressionsgeplagten Seele zu blicken, als blaues Glas, das sich zu einem See vor schroffen Klippen rundet?

Bei Aleš Vašíček »Crystal Wave« braucht man nicht viel Fantasie, um an die berausende Welle beim Drogenkonsum zu denken. Wobei es Mona Hatoum wieder einmal mit einfachsten Mitteln auf den Punkt bringt. Man muss den Titel »Drowning Sorrows« (2014) nicht kennen, um zu verstehen, was in diesem Meer halbiertes und wie in den Untergrund sinkender Flaschen gemeint ist. Die palästinensisch-britische Künstlerin mit dem Sinn fürs Doppeldeutige weiß am besten, dass das Leben kein Strandvergnügen ist. Und sie fällt heraus aus dieser durchaus faszinierenden Glasmagie, die erst durch Matthieu Gafsous Drogenbilder in die dunklen Zonen des Daseins geraten. ||

LIFE IS NOT A BEACH

Alexander Tutsek-Stiftung | Karl-Theodor-Straße 27 | bis 24. Juni | Di.–Fr. 14–18 Uhr, fei. geschlossen | Die Publikation Mathieu Gafsou: »Only God Can Judge Me« (Kehrer, 2015, 104 S., 55 Abb.) kostet 39,90 Euro | www.atstiftung.de

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnung mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl – bei freiem Eintritt.

KATHARINA GROSSE

Barbara Gross Galerie | Theresienstr. 56
bis 12. März | Di–Fr 11–18.30 Uhr, Sa 11–16 Uhr

Katharina Grosse (*1961 in Freiburg/Br.) hat in den 90er Jahren ihr künstlerisches Markenzeichen entwickelt, indem sie die autonome Malerei mit wandfüllenden Sprüharbeiten zu größter Entfaltung getrieben hat. Rasch ist sie mit ihren »Raumbildern«, mit denen sie unmittelbar auf die ortsspezifischen Bedingungen des (Ausstellungs-)Raums Bezug nahm, international bekannt geworden. Ihre abstrakten Farbräume wurden als Malerei von bislang unbekannter Qualität, Stimmung und Sinnlichkeit wahrgenommen, die mit jeglicher malerischer Tradition brach.

Mitte 2000 begann Katharina Grosse ihr Repertoire unter Einbeziehung verschiedenster Materialien zu erweitern. Mit Spritzpistole und Pinsel bearbeitet sie seither nicht nur Oberflächen unterschiedlichster Art – Leinwände, Papierbahnen, Wände –, sondern integriert reale Objekte, plastische Malgründe und Materialien in ihre Farbinstallationen: Draperien, Alltagsgegenstände, Elemente aus Styropor und Acrylgips sowie auch Erde, wodurch sich die Grenzen zwischen dem Zweidimensionalen der Malerei und der Drei-



Katharina Grosse | O.T. (2015/8016L) | 2015
Acryl auf Aluminiumguss, 43 x 110,5 x 110 cm, Unikat,
Serie von 4 Güssen + 1 AP, hier 1/4 | © Katharina Grosse und
VG Bild-Kunst, Bonn, Foto: Wilfried Petzi

dimensionalität von Objekt und Raum aufzulösen scheinen. Bisheriger Höhepunkt: Auf der 56. Biennale in Venedig im vergangenen Jahr bildete die monumentale Installation »Untitled Trumped« eines der Energiezentren im ansonsten kleinteilig dicht gefüllten Arsenal. Von der imposanten Großinstallation hat es ein kleines Relikt mit der Anmutung eines bunt schillernden Flugzeugwracks in die Ausstellung geschafft. Auch das fragmentarisch wirkende Wand-Tondo stammt aus einer

Raumarbeit, »Pigmentos Para Plantas y Globos«, die im Museum Artium de Álava im spanischen Vitoria-Gasteiz zu sehen war, wo es neben anderen Leinwänden halb verschüttet unter farbig besprühter Erde lag.

Diese und andere Leinwandarbeiten und Skulpturen in der Galerie zitieren den anarchischen Geist der großen Rauminstallationen, indem sie unter Verzicht auf geordnete kompositorische Strukturen die Stabilität des tektonischen Gefüges scheinbar ins Schwanken bringen, ja geradezu aufzulösen scheinen. In ihrer Geschlossenheit wirken sie jedoch komponierter, in ihrer Energie gebündelt, gezähmt durch den begrenzenden Rahmen. In einigen der Materialbilder, die im Atelier entstanden sind, sucht Katharina Grosse den Eindruck des Spontanen, Großzügigen und des eruptiven Farbrauschs zu erhalten. Auf Zimmergröße eingedampft und den Prinzipien gemalter illusionistischer Farbräume unterworfen, lassen sie jedoch genau die spezifische Qualität vermissen, welche die Raumbilder der Künstlerin so eindrücklich macht.

INGE DICK

jahres licht weiss

Galerie Renate Bender | Türkenstr. 11
bis 20. Februar | Di–Fr 13–18 Uhr, Sa 11–15 Uhr



Inge Dick | herbst licht weiss, 2013–15/44,
28.8./24./25.9.2012 – 17:07:10–08:25:00 | Fujicolor Crystal
Archive auf Aluminium, Acrylglas 1/3, 120 x 230 cm
© Inge Dick

Inge Dick (*1941 in Wien) macht nichts anderes, als die Bedeutung des Begriffs Fotografie wörtlich zu nehmen: mit Licht malen. Malgrund ist ihre weiße Atelierwand, den Pinsel führt das Licht, das durch die Fenster hereinfällt und je nach Tages- und Jahreszeit den Farbwert der Wand bestimmt. Mit einer fest installierten Videokamera in Echtzeit aufgenommen und im Zeitraffer betrachtet, ergibt sich ein wechselndes Farbspiel, das alle Nuancen des Spektrums vom zarten Rosa des Morgenlichts über herbstliche Brauntöne bis hin zum tiefen Nachtblau bereithält. In einzelne ausgewählte Film Stills segmentiert und in Streifen montiert, lassen sich aus den im Lauf von Stunden und Tagen entstehenden Einzelsequenzen überraschende Farbverläufe kreieren. Präsentiert als großformatige Fotoarbeiten hinter spiegelndem Acrylglas werden sie zu ästhetisch wirkungsvollen Kunstwerken.

Mehr noch als das Ergebnis ist das Geheimnis der Entstehung das eigentliche Faszinosum. Zwar weiß man aus eigener Erfahrung sowie aus der Kunstgeschichte um die Wandelbarkeit von Farbqualitäten im wechselnden Licht, haben sich doch Maler wie William Turner und Claude Monet, die Zero-Künstler und schließlich auch Inge Dick seit ihren Anfängen als Malerin mit den unterschiedlichen Erscheinungen des Lichts auseinandergesetzt. Doch die Verbindung von nüchterner wissenschaftlich-technischer Versuchsanordnung und sinnlich-künstlerischer Intention, noch dazu aus der Hand einer inzwischen 75-Jährigen, versetzen einen einfach in Staunen. Und so sucht man in den ebenfalls in der Ausstellung präsentierten Filmen, auf denen die Fotoarbeiten basieren, dem Geheimnis der unterschiedlichen Farbwerte auf die Spur zu kommen und die Streifenbilder nach Uhr-, Tages- und Jahreszeit zu entschlüsseln. Hilfreich ist dabei, dass Inge Dick – wissenschaftlich korrekt – die Zeitanlagen auf den einzelnen Farbfeldern belässt.

Im Zentrum der Ausstellung steht ihr jüngstes Werk, der Jahreszeitenzyklus. Mit diesem über drei Jahre laufenden experimentellen Projekt in ihrem Atelier am österreichischen Mondsee hat Inge Dick als eine der renommiertesten zeitgenössischen Künstlerinnen und Vertreterinnen der experimentellen Fotografie Österreichs einen vorläufigen Höhepunkt in ihrem 30-jährigen Œuvre

geschaffen. Zu jeder der vier großformatigen Arbeiten sowie kleineren Detailstudien ist ein eigener Katalog entstanden. Der vierte zum Thema »winter licht weiß« wird in Anwesenheit der Künstlerin am 11. Februar um 19 Uhr in der Galerie vorgestellt (tel. Anmeldung: 089 30728107).

RONALD NOORMAN

Zeesneeuw

Florian Sundheimer Kunsthandel
Odeonsplatz 16 | bis 27. Februar
Mi–Fr 14–18.30 Uhr, Sa 11–14 Uhr

Für Freunde der Zeichnung sind die Ausstellungen bei Florian Sundheimer immer wieder ein Genuss. Preziosen der Zeichenkunst von internationalen Gegenwartskünstlern, oftmals Bildhauern, sind mit hohem Anspruch an künstlerische Qualität ausgewählt und sehr durchdacht präsentiert, immer in ästhetischem Einklang mit dem klar und schön geschnittenen, lichtdurchfluteten Raum zwischen Hofgarten und Ludwigstraße.

Dass einige in der Reihe seiner Zeichnungen in einer gewissen formalen Nähe zueinander stehen, spiegelt die Neigung des Galeristen für bestimmte abstrakte Tendenzen der Zeichenkunst. Doch wenn man die einzelnen Ausstellungen in Folge betrachtet, erkennt man die Differenzen, und es schärft sich der Blick für die Eigenheiten der unterschiedlichen Handschriften und künstlerischen Konzepte.

Mit dem Niederländer Ronald Noorman (*1951 in Hilversum) zeigt Sundheimer einen Künstler, der das Zeichenblatt so mit Gefügen aus kompakten Volumen und linearen Setzungen zu füllen weiß, dass sich beim Betrachter die Assoziation von Landschaftsräumen, Architekturen oder skulpturalen Elementen einstellt, ohne dass unbedingt eine konkrete Abbildhaftigkeit durch den Künstler beabsichtigt wäre. Auch wenn die einzelnen zeichnerischen Elemente offensichtlich spontan und in rasch vollzogener Geste zu Papier gebracht sind, zeugen sie von großer Entschiedenheit und Sicherheit in der künstlerischen Absicht. Keine Zeichnung gleicht der anderen, die Bildräume, die Gefüge aus Flächen und Linien wie auch die zeichnerischen Mittel – Kohle, Pastell, Gouache, Tusche – unterscheiden sich in hohem Maße, was um ein Weiteres die Virtuosität des Künstlers zeigt. Der Ausstellungstitel »Zeesneeuw«, deutsch Meeresschnee, beschreibt langsam auf den Meeresgrund absinkende organische Partikel und soll metaphorisch



Ronald Noorman | ohne Titel | 2014 | Kohle und
Gouache auf Papier, 22 x 15 cm | © Ronald Noorman

auf das Spannungsfeld zwischen dynamischer Vertikale und lang gestrecktem Horizont als charakteristisches Element dieser Arbeiten verweisen. Ronald Noorman studierte in den 70er Jahren an der Gerrit Rietveld Akademie in Amsterdam und ist in etlichen öffentlichen Sammlungen in den Niederlanden und in Deutschland vertreten. Er lebt und arbeitet in Amsterdam.



Hansjoerg Dobliar | Sonic Mountain II | 2015
Acryl, Öl auf Nessel, 150 x 135 cm | © Hansjoerg Dobliar /
VG Bild-Kunst, Bonn; Foto: ERES-Stiftung

SNOW FUTURE

Die Alpen – Perspektiven einer Sehnsuchtslandschaft in Kunst und Wissenschaft

ERES-Stiftung | Römerstr. 15 | bis 23. April
Di, Mi, Sa 11–17 Uhr | Begleitende Künstlergespräche sowie Vortragsprogramm unter
www.eres-stiftung.de

Wir wissen es längst: Die Alpen sind in Gefahr. Klimawandel und Massentourismus gefährden die letzten Refugien unseres Lebensraums, die unter dem Begriff der »freien Natur« ein vermeintlich ungestörtes Dasein fristen. Wider besseres Wissen betreiben wir Raubbau an unseren Landschaften, wir Münchner, die gerade in diesen Tagen so gerne die Brettl aufs Auto schnallen, um in die nahe gelegenen Skigebiete zu düsen in der Hoffnung, auf den grünen Pisten dank Kunstschnee ideale Bedingungen vorzufinden. Und wehe, die Pisten sind nicht weiß, sondern grün, gar rosa oder blau, dann hat Philipp Messner (*1975 in Bozen) sein Unwesen getrieben und die Schneekanonen mit Lebensmittelfarbe gefüttert, damit es uns nur recht bewusst wird, auf was wir da zu Tal schwingen.

Und damit es auch alle Städter begreifen, hat der Südtiroler Künstler in den letzten Wochen vor der Alten Pinakothek drei Schneekanonen installiert, die mit ihren farbig angereicherten Sprühnebeln die Wiese in eine bunte, künstliche Welt verzaubern, in eine virtuelle, denn mit dem Titel »Clouds (Wolken)« soll die Aktion in die Nähe zur virtuellen Datacloud rücken.

Auch den anderen zwei Künstlern, deren Werke in den Räumen der ERES-Stiftung zum Thema Alpen präsentiert werden, geht es nicht nur um kritische Aspekte der Naturzerstörung, sondern auch um Fragen der Wahrnehmung unserer Bergwelt, um Künstlichkeit und Abstraktion. Neben den gefärbten Pistenlandschaften Messners, die von dem bekannten Fotokünstler Walter Niedermayer (*1952 in Bozen) aufgenommen worden sind und im Großformat präsentiert werden, gibt es weitere alpine Landschaften des Fotografen zu sehen: Wie verloren und entfremdet wirken die Menschen in seinen leicht überbelichteten Bergansichten; die Natur präsentiert sich unter dem ästhetisierenden Blick des Künstlers in ihrer ganzen distanzierten Erhabenheit.

Die nicht eben neue Tatsache, dass die Berge sowie die von Menschenhand vollzogenen Eingriffe eine formal ideale Vorlage liefern, auf die Künstler nur noch zugreifen müssen, führte Hansjoerg Dobliar (*1970 in Ulm) zu seinen Inspirationen. In seiner Malerei sind die alpinen Landschaften auf die signifikanten formalen Komponenten des Genres reduziert: auf geometrische Kürzel wie Dreiecke, Rauten, Kreise und Zickzacklinien. Und aus einer Filmaufnahme aus dem Schlepplift heraus hat Dobliar durch Spiegelung und Verfremdung eine bizarr wirkende Videoarbeit erstellt, in der die Liftbügel scheinbar ein Eigenleben zu führen scheinen. ||

Anzeige

GALERIE SPEKTRUM



RUUDT PETERS
TERRAM 24.2.-9.4. / IAM 25.2.-9.4.16
35 Jahre Galerie Spektrum 26.2.-9.4.16

Theresienstr.46 80333 München/www.galerie-spektrum.de
Abb: Ruudt Peters "IAM-INTERNO" Foto: Rob Versluis

Wo Grenzen gezogen und Claims betoniert sind, ist nicht besetzter, für alle nutzbarer Raum ein kostbares Gut. Die Stadt hat ein Konzeptgutachten erstellen lassen, illustriert Vorhandenes und Geplantes in einer Ausstellung – und bittet die Bürger zur Mitbestimmung.

Großes Grün, kleines Grün und Luft nach oben

CHRISTINA HABERLIK

»Freiraum« heißt die diesjährige Ausstellung zur Stadtoptimierung in der Rathausgalerie. Freiwovon? Von Versiegelung, Verkehr, Verbauung – zugunsten mehr Lebensqualität im Grünen. Ein optimistisch-ehrenwertes Vorhaben als Perspektive bis ins Jahr 2030. Betritt man die Ausstellung, wähnt man sich im Garten Eden, denn es grünt so grün ja bereits an jeder Ecke im schönen München: Erholungslandschaften auf Hochglanzfotos, von denen andere Städte nur träumen können. Die Isarauen, die Parkanlagen, die Plätze – Aufenthaltsqualität, so weit das Auge reicht. Die Grün-Bestrebungen reichen zurück bis ins Jahr 1792, als auf Betreiben von Kurfürst Carl Theodor und nach Plänen von Friedrich Ludwig von Sckell der Englische Garten eröffnet wurde. Bis heute prägt der Grünzug mit seiner Nord-Süd-Ausrichtung die Struktur der Stadt. Es folgte der Nymphenburger Park im Jahr 1799 und – als Paukenschlag sozusagen, nach der »zweiten Zerstörung Münchens« durch die blinde Nachkriegsmodernisierung – der Olympiapark, ein landschaftsarchitektonisches Meisterwerk von internationaler Berühmtheit und ungebrochener Schönheit.

Das waren noch Zeiten, als die Stadt für die sportive Großveranstaltung einfach mal so einige hundert Hektar springen ließ und lediglich ein paar Schrebergärten damit vertrieb. Es ist bereits Legende, wie Behnisch und Co. sich wie Kinder im Sandkasten ihre Ideallandschaft im Modell formen konnten – hier ein Hügel, dort ein See und mitten drin die Sportpaläste. Tempi passati.

Heute steht München bekanntermaßen vor dem Problem, auf das seit etwa 15 Jahren anhaltende Bevölkerungswachstum und die daraus resultierende Wohnungsknappheit verantwortlich zu reagieren, und es bedarf in der Tat vorausschauender Reglements, um die wenigen Freiflächen, die noch zur Verfügung stehen, zu schützen. Da Münchens Stadtgrenzen nicht erweiterbar sind, wurde hierfür nun ein Konzeptgutachten erstellt, das Möglichkeiten aufzeigen soll, wie mit dieser Situation umgegangen werden kann und welche Potenziale eventuell noch unerschlossen sind. Das ist nicht ganz neu und geht zurück auf den Gestaltungswillen, der sich bereits im Motto »Kompakt – Urban – Grün« abbildete, das zurückreicht in die Zeit der Stadtbaurätin Christiane Thalgott, die überdies großen Einfluss darauf hatte, dass München nicht zur Autostadt verkam und sein historisches Stadtbild erhalten konnte. Nichts



Tunnelblick mit Aussicht:
Sport treibende Männer,
Gleisdreieck Daglfing
Foto: Jörg Koopmann / LHM

weiter ist bis 2030 zu tun, als das Vorhandene zu optimieren.

Der Ausstellungsbesucher forscht vergebens nach konkreten Lösungen, Vorschlägen oder gar überraschenden neuen Projekten, die an die großen Vorbilder heranreichen könnten. Das »Konzept« ist lediglich ein theoretisches, das nun – während der Laufzeit der Präsentation bis Anfang März und darüber hinaus – durch Mitwirkung der Stadtgesellschaft mit Inhalten gefüllt werden soll. Sehr sympathisch irgendwie der Gedanke, dass Bürger ihre eigene Stadt gestalten. Wir wissen, dass dies nicht ganz so ideal ist, wie es sich anhört. Zu viele Partikular- und Privatinteressen können oft Prozesse eher behindern als befördern. Dennoch – eilt herbei ihr Bürger und gestaltet mit!

Eine Vielzahl von Anregungen findet sich in anderen Metropolen. Die Beispiele sind bekannt und oft sogar spektakulär: Kopenhagens ehrgeiziges Unterfangen zur weltbesten Fahrradstadt zu werden, mit Fahrrad-Highways, dort wo am Boden kein Platz ist. Oder New Yorks High Line: Die begrünten 2,7 Meilen der einstigen Güterzugtrasse, sind zum Lieblingspfad für Stadtpaziergänger geworden. Ein wichtiger Akteur in diesem Bestreben, unsere Städte lebenswerter zu machen, ist der Stadtplaner und Architekt Jan Gehl aus Kopenhagen, dessen Ideen durch den Dokumentarfilm »The Human Scale« weite

Verbreitung fanden. Gehl schaffte sogar durch seinen Input, New Yorks meistumtosten Platz, den Times Square, verkehrszuberuhigen und den Fußgängern und Radfahrern zurückzugeben. Solche Beispiele gehen freilich an Münchens Möglichkeiten und Notwendigkeiten vorbei.

Quo vadis, München? Stadtbaurätin Elisabeth Merk rät: »Freiräume, das sind Parks, Kleingärten, der Rasen vor der Haustür genauso wie Straßen, Plätze oder Nischen, die erst noch entdeckt werden müssen. Freiräume sind als Orte der Begegnung und der Integration für München unentbehrlich.« Wohl wahr, aber irgendwie bedrückend kleinteilig. Kein großer Gedanke möglich, wenn man schon so vieles mehr hat als viele andere Städte? Der letzte große Wurf war wohl die Renaturierung der Isar im Stadtgebiet. Der Erfolg dieser Maßnahme zeigt, wie wichtig diese Initiative war – abgesehen von den alljährlichen Grill-Exzessen und den damit einhergehenden Verschandelungen des Isarstrandes. Und bitte – nichts gegen demokratische Entscheidungsprozesse und Bürgermitsprache: Berlin hat sich per Bürgerbeschluss das riesige Tempelhofgelände des aufgelassenen Flughafens für Freizeit-Improvisationen jeglicher Art erhalten. So enthält der Gestaltungsrahmen für München lediglich einige (sinnvolle!) Vorschläge als Ergänzung zu dem, was wir bereits haben.

Was noch fehlt, ist ein grünes Netz, das alle vorhandenen Parks und Grünflächen durch sogenannte Parkmeilen miteinander verknüpft und so auch eine Verbindung schafft zum Grüngürtel, der die Stadt umgibt und damit auch einen fließenden Übergang zum Umland bildet. Dies ist das Großkonzept. Na gut. Die kleinteiligen Optimierungsvorschläge verlieren sich im Vagen: Gestaltung von Kleingärten, Vorgärten, Dachgärten, Nischen – und, klar, bloß den Trend des Home Gardenings nicht verpassen! Jeder Schnittlauch ist ein CO₂-Killer! Man stelle sich vor, jeder pflanzt noch schnell ein Bäumchen vor seiner Tür oder legt gar ein Gemüsebeet an. Und dann heißt es im Gutachten auch noch, die Vorschläge seien beispielhaft, vorläufig, unverbindlich und enthielten keine konkreten Handlungsaufträge. Nach dem Dreischritt der zuvor von der Stadt diskutierten Leitthemen »Entschleunigung – Verdichtung – Umwandlung«, lautet hier die Vision zur Problemlösung also: ein Quantum Grün allerorten. Gern wäre man 2030 dabei, um nachzusehen, was daraus geworden ist. ||

FREIRAUM 2030

Rathausgalerie | Marienplatz 8, im Innenhof | **bis 3. März** täglich 11–19 Uhr, 16./19./23. Feb. ab 12 Uhr | Eintritt frei
Veranstaltungen, jeweils 19 Uhr: **18. Feb.**, Podiumsdiskussion »Isar für alle: Zwischen Naturerlebnis und Grillparty«; **25. Feb.**, »Standpunkt Freiraum: Urban Slam«, Präsentationen von Akteuren und Initiativen; **29. Feb.**, Podiumsdiskussion über den Olympiapark »Günther Grzimek: Demokratisches Grün«; **3. März**, »Stadt und Umland: Gemeinsam für den Freiraum«, Diskussion von Zukunftsperspektiven | »Freiraum-Touren«, geführte Spaziergänge: **19.** (Messestadt Riem) und **25. Feb.** (Westend), Anmeldung unter plantreff@muenchen.de oder telefonisch 089 233-22942 | detailliertes Programm und Ausstellungsführungen: <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Referat-fuer-Stadtplanung-und-Bauordnung/Veranstaltungen/Zukunft-findet-Stadt.html>

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal, Tel. 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de

20 Jahre PULLACH kultur

17. Feb. 20 Uhr:
Patrick Messina, Raphaël Perraud, Paloma Kouider
19. Feb. 20 Uhr:
Minna von Barnhelm (Lessing), Theater Poetenpack
20. Feb. 15 Uhr:
Vivaldi, Kinderkonzert der Münchner Philharmoniker
25. Feb. 20 Uhr:
Matthias Bublath Band (Jazz)
03. März 20 Uhr:
Mathias Richling

Anzeige

Foto: Lyndoh Kaneko



THOMAS BETZ

Zerrissen, zerknüllt nimmt Papier Formen an, es spannt sich weit aus. Das Material begegnete ihr im Akt-saal der Kunstakademie, und die von ihr verwendeten Breiten des Natronkraft-Packpapiers hat Judith Hummel als Untertitel der Performance verzeichnet: NKP100/125/150. Das Projekt entstand 2015 für das Programm von »Fluxus reloaded« des Festivals für Neues Musiktheater INFEKTION! in Berlin. Die Vorgeschichte und was jetzt noch zu tun ist für die Münchner Neuaufführung, das erzählt die Münchner Performerin zwischen Yogastunde und einem Bühnentechnik-Besorgungsgang, während sie in den Proben für zwei andere Premieren steckt.

Judith Hummel hatte sich zweieinhalb Jahre zuvor auf der ersten internationalen Plattform der Münchner Biennale für junge Künstler – »ich war die einzige aus dem Bewegungsbe-reich« – mit der Züricher Komponistin Stephanie Haensler zusammengefunden. »Auf Papier zu zeichnen generiert sowohl Klang als auch Bewegung, das war die Ursprungsidee. Für unsere Projekt-Präsentation hat sich die Dramaturgie der Berliner Staatsoper interessiert, aber aus finanziellen und logistischen Gründen war eine Zusammenarbeit im Dreieck München-Zürich-Berlin unmöglich«, erklärt Hummel. »Es sollte ja kein fertiges Stück sein, sondern war gedacht als installative Arbeit, die sich entwickeln kann.« Sie ist dann drangeblieben und hat Heidi Schnirch für die Bewegung und Lorenz Schuster für die Sounds dazugeholt. Mit Schnirch hat Hummel immer gern zusammengearbeitet, damals auch bei ihrem Akt-Projekt in der Galerie der Künstler. Der Münchner Musiker und spielerische Klangtüftler Schuster hat Sound-Performances und Audio-Installationen sowie ein eigenes Instrument, das Elekt-

roneon, entwickelt. Er raschelt gleichsam elektronisch, mit abgenommenen Klangelementen.

»Papier ist ja vielleicht etwas altmodisch, und ein Papier-Konzert sollte es auch nicht werden, deshalb hantieren nicht alle mit diesem Material. Jeder gestaltet verantwortlich in seinem Bereich, als Instant Composition tritt es in Dialog«, meint Hummel. Die Interaktion mit dem Material hat sich dabei vereinfacht und konzentriert. »Papier ist teils penetrant laut.« Man muss es nicht noch live mit technischen Funktionalitäten verstärken und verfremden, wie sich bei der Arbeit herausgestellt hat. Man spürt, wie die jahrelangen Klänge und Berührungen mit dem Papier in ihren Nerven rumoren. Das Team hat viel experimentiert – mit Zeitungspapier: »geraschelt, geknirscht und Nester gebaut«. Anfangs war Judith Hummel mittendrin im Geschehen und Tun, durch das Rückmeldung-Geben hat sie sich schließlich – wie bei ihrem Akt-Projekt – zur teilnehmenden Beobachterin gemacht. »Das ist wichtig, um ein Gespür dafür zu entwickeln, was könnte ankommen.« Außerdem wären zwei, die gleichzeitig mit Papier hantieren, zu viel. Und eben zu laut.

So arbeitet die Tänzerin Heidi Schnirch mit sich im Dialog, in selbstverantworteter Sichtbarkeit. Und mit dem Material der vielen Möglichkeiten. Charlotte Marr, Licht- und Raumgestalterin schon beim Akt-Projekt, ist Teil des Teams. Denn die Halterungen für die schweren Papierrollen müssen stabil installiert werden. Zwei werden wohl wie in Berlin wieder oben hängen und drei stehen im Raum. Und der Aktionsbereich im Schwere Reiter muss mit Licht anders definiert werden. Neu in München hinzu kommt noch die Arbeit eines Filmers, Roberto Duarte aus Berlin, der mit seinen Live-Bildern in Dialog mit

Heidis Aktionen tritt.

Es gibt in »Papierdialoge« keine lineare Dramaturgie. Sondern eher sich entwickelnde Zustände, die gleichsam Bilder herstellen, sich auszeichnende Momente wie Stelen in einer Landschaft. Wie in Klängen, zu denen die Zeit verstreicht. In dieser Live-Installation werden keine Skulpturen geschaffen, keine vorentworfenen Räume. Aber im Moment, indem etwas entsteht, ergeben sich Anordnungen, Verortungen. Eine Reihe wird sichtbar, eine Lücke gefüllt. Ein Eintreten, ein Schieben, ein Verweilen. »Dafür braucht es Langsamkeit«, betont Judith Hummel.

Zwei Stunden ist dafür Zeit. Für Heidi Schnirch eine enorme Leistung an Konzentration, immer neue Entscheidungen zu treffen, eine neue Dynamik aufzubauen. »Es muss aber niemand zwei Stunden sitzen und sich das angucken. Das Publikum hat die Freiheit, den Raum zu verlassen, auch wiederzukommen.«

Das Schwere Reiter ist nicht die Werkstattbühne im Berliner Schillertheater. Ist es schwierig, diese Arbeit anders zu verorten? »Schwieriger ist der Umgang mit dem Material. In der Tanztendenz haben wir zwei Monate mit Zeitungspapier und selbstgebastelten Papierqualitäten geprobt. Aber die Rollen mit dem Kraftpapier werden erst fünf Tage vorher angeliefert, und da wird man mit einer solch schieren Masse konfrontiert, die man dann nutzen können muss.« ||

JUDITH HUMMEL: PAPIERDIALOGE // NKP100/125/150 Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | **27./28. Februar**, 19.30–21.30 Uhr | Tickets: 089 7211015, reservierung@schwerereiter.de oder Abendkasse

Der weiße Mann und der Schimmel

SABINE LEUCHT

Der Saum des langen Zottelmantels fängt Schnee – und er entgeht dem Feuer nur knapp, das aus einer Tonne lodert, die Stefan Maria Marb umtanzt. Schratig sieht er aus, mit dem Kunstpelz über der weiß geschminkten Nacktheit und dem zerzausten Fremdhaar auf dem Kopf. Fast wie eine der Perchtengestalten aus dem hiesigen Umland, der ihre grausige Maske abhanden gekommen ist und der es nun vor den Geistern des Winters graust, die sie eigentlich verjagen sollte. So geht Marb hinter einem Schneeberg in Deckung, kauert sich vor einer Graffitiwand zusammen, atmet immer wieder zischend aus und lässt die Flamme seiner Fackel an den rostigen, grobnarbig verschweißten Eisenskulpturen lecken, die Hansjürgen Vogel auf den Parkplatz und ins Entrée des Schwere Reiter gestellt hat. Dort geht der Parcours weiter, durch den Marbs Solo »Welten-Tänzer« führt. Vorbei an acht Fotos des letzten Sommer verstorbenen »Butoh-Schamanen« und Marb-Lehrers Ko Murobushi im Spiel mit dem Kies der Isarauen.

Ein bisschen zu äußerlich und demonstrativ »wild« wirken die ersten Etappen dieser »Körperanthologie«, mit der der erste Butoh-Tänzer und -Choreograf Münchens sich zugleich seinen eigenen Wurzeln und Entwicklungsstadien über fast drei Jahr-

In »Welten.Tänzer« schaut Stefan Maria Marb auf seine eigene Vergangenheit als Butoh-Tänzer und -Choreograf zurück, kommuniziert mit Nietzsche, mit dem Heiligen und fünf Pferden.

zehnte und den Gedanken von Nietzsches Zarathustra zum ewigen Konflikt zwischen den Kräften des Apollinischen und des Dionysischen nähert. In einem Film von Sabine Scharf tanzt Marb mit fünf Pferden, deren neugierige Scheu die eingangs von ihm zur Schau getragene zu spiegeln scheint. Bloß hat ihr Scheuen seine konkrete Ursache in der Seltsamkeit dieser für ein Tier nicht einzuordnenden Mixtur aus Mensch und Vogel-schreck. Lustig sieht das aus und fast ein wenig lachhaft – bis Marbs Hüllen fallen und in einem so anrührenden wie schönen Bild der weiße Mann und der einzige Schimmel der majestätischen Runde in offener Zugewandtheit voreinander stehen.

Im Theatersaal dann geht es still und beklemmend voran zum Kern des Butoh, dieses japanischen »Tanzen der Finsternis«. Man sieht Muskeln, Knochen und Haut an Marbs kahlem Hinterkopf spielen und wird Zeuge, wie Inneres und Verdräng-

tes langsam und schmerzhaft Form wird. Die Langsamkeit des – über die typischen einwärts gedrehten Glieder und allmähliche Verschiebungen etwa der Schulterpartie – weniger kommunizierenden denn sich seiner selbst vergewissernden Tanzes hat nicht den Schaeffekt des mummenschanzartigen Beginns, ist aber ungleich spannender. Etwas pathetische Überhöhung verleiht ihm die mitunter grell aufschluchzende Violine Gertrud Schildes, die unter anderem Krzysztof Pendereckis »Cadenza« spielt. Die Nacktheit dagegen ergibt sich allmählich und vollkommen unpathetisch. Und die Natur hat sich der Tänzer als knorrigen Ast über die Schulter gelegt. Die Art, wie er ihn trägt und sich mit ihm dreht, erinnert an Jesus am Kreuz wie an den Tanz eines Derwischs. Hier greifen Archaisches und Heiliges ineinander, ohne dass der gegenwärtige Mensch aus dem Zentrum entlassen würde. Schön! ||

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | **V.i.S.d.P.** Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG, | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Maximilian Theiss, Christiane Wechselberger

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Christina Bauer (cb), Thomas Betz (tb), Gisela Fichtl (gf), Christina Haberlik (cha), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sha), Frank Kaltenbach (fka), Günter Keil (gk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Gabriele Luster (glu), Hannes S. Macher (hsm), Marian Meidel (mm), Christiane Pfau (cp), Chris Schinke (cs), Tina Schlegel (tis), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Willibald Spatz (wsp), Michael Stadler (mst), Maximilian Theiss (mt), Kristian Wachinger, Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (diw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Hanne Weskott (hw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September)
Wählen Sie Ihr persönliches Abo: **Förder-Abo** 50 Euro | **Basis-Abo** 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01



© Münchner Bücherschau (3)

Lesen, lümmeln, lachen

GÜNTER KEIL

Aufgepasst, Mamas und Papas, zieht euch warm an. »Eltern richtig erziehen« heißt das neue Kinderbuch von Katharina Grossmann-Hensel. Die Autorin und Illustratorin kommt aus Berlin zur Bücherschau junior, um Kindern zu zeigen, wie man ihre Erzeuger auf die richtige Bahn bringt. »Erziehung ist, wenn man an den anderen so lange zieht, bis sie zu einem passen«, heißt es in dem sympathisch-schrägen Buch. Gezogen und gezerrt wurde bisweilen auch an der Finanzierung der kleinen Bücherschau-Schwester. Seitdem der Stadtrat 2014 beschloss, das Lesefest über das Kulturreferat dauerhaft mit 15 000 Euro zu unterstützen, ist allerdings ein wenig Ruhe eingekehrt. Zehn erfolgreiche Jahre, 100 000 Besucher und ein großzügiges Stadtmuseum, das seine Räume zur Verfügung stellt – was will München mehr? Dr. Klaus Beckschulte vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels freut sich vor allem darüber, »dass diese Beständigkeit gelungen ist«, und lobt »das wunderbare Netzwerk« von Verlagen, Stadt, Sponsoren und Autoren.

Ähnlich vielschichtig wie das finanzielle und organisatorische Rückgrat der Bücherschau junior ist ihr Programm. Lesungen, Workshops, Werkstätten, Gespräche und Ausstellungen zeigen, wie bunt und lebendig Literatur sein kann. Und: wie durch die spielerische, sinnliche Umsetzung der Themen Hemmschwellen sinken, Interesse geweckt wird, Begeisterung entsteht. »Wir schaffen zusätzliche Anreize zum Mitmachen«, sagt Birgit Franz, die für das Programm verantwortlich ist. »Wenn Kinder selbst aktiv werden, haben sie noch mehr Spaß an Büchern und erinnern sich später noch bewusster an das, was sie bei uns erlebt haben.« Im Jubiläumsjahr lernen die Besucher etwa von Profis, wie man Sportreporter wird. Die Moderatorin und Autorin Birgit Hasselbusch sowie der Journalist und Fußball-Kommentator Stefan Grothoff leiten den Workshop.

Die Münchner Bücherschau junior feiert ihr zehntes Jubiläum mit Workshops, Werkstätten und Nonsens-Geschichten.

Im zweiten Stock des Stadtmuseums darf von 27. Februar bis 6. März alles durchgeblättert und getestet werden: 5 000 Kinderbücher, Software, Spiele, Lernhilfen, Hörbücher und Elternratgeber von rund 90 Verlagen werden ausgestellt. Fürs Lesen, Lümmeln, Lachen. Auf Kissen, in Hütten, auf dem Boden. Ein Markenzeichen der Bücherschau junior ist die lockere Atmosphäre. Lustig wird es auch eine Etage über den Festivalräumen: Die offenen Werkstätten befinden sich erstmals hinter der Sammlung Puppentheater und Schausteller. Dort können die Kinder dann selbst Figuren basteln, Bühnen bauen und Theaterstücke erfinden.

Und die Autoren? Bilden selbstverständlich den literarischen Rahmen des Fests der Bücher. Mehr als dreißig Schriftsteller lesen jedes Jahr aus ihren Neuerscheinungen, darunter diesmal die Kinder- und Jugendbuchstars Sybille Hein, Kirsten Boie, Andreas und Dirk Steinhöfel und Ute Krause. Boie bringt »Thabo – Detektiv und Gentleman« mit, Hein präsentiert »Prinz Bummelletzer«, Krause erzählt von ihren »Muskeltieren« und im Filmmuseum wird nicht nur die Adaption von Steinhöfels Bestseller »Rico, Oskar und die Tieferschatten« gezeigt, die beiden Steinhöfel-Brüder Dirk

und Andreas erzählen auch Verrücktes aus ihrer eigenen Kinderzeit.

40 Veranstaltungen verteilt auf neun Tage: An den Vormittagen ist das Programm speziell auf Kindergartengruppen und Schulklassen ausgerichtet. Die sich auch auf »Das große Lalula« von Christian Morgenstern freuen. Das Nonsens-Gedicht versteht jeder, egal, welche Sprache er spricht. Apropos Verständnis: Unter dem Motto »München ist vielsprachig« wird auf der Bücherschau junior auch auf Italienisch, Arabisch, Französisch, Englisch und Portugiesisch vorgelesen. Wie es sich anfühlt, aus einem anderen Kulturkreis nach Deutschland zu kommen, weiß Mehrnouch Zaeri-Esfahani besonders gut. Die Autorin flüchtete als kleines Mädchen mit ihrer Familie aus dem Iran und stellt ihr Buch »Das Mondmädchen« vor. Migration und Sprache: im Jubiläumsjahr ein wichtiges Thema. Erstmals – Stichwort Inklusion – sind auch Gebärdendolmetscher im Einsatz.

Aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen spiegelt die Bücherschau junior seit jeher. Sie sorgt aber vor allem dafür, dass bei Kindern eine Bindung zur Literatur, zur Stadtkultur entsteht. Zehn Jahre also, auf die alle Beteiligten stolz sein können. Eiszapfen wie im Jahr 2013 muss niemand mehr fürchten – damals wich das Festival in

ein Zelt im Innenhof des Stadtmuseums aus. Und nachdem die Kinder ihre Eltern in Zukunft noch besser erziehen werden, wird das Lesefest sicher weitere zehn Jahre existieren. Mindestens. ||

10. MÜNCHNER BÜCHERSCHAU JUNIOR 27. Februar bis 6. März | Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1

1. Stock: Bücherschau junior, Buch- und Medianausstellung | tägl. 9–19 Uhr | Eintritt frei
3. Stock: Figuren-Werkstätten | Programm unter www.muenchner-buecherschau-junior.de
Tickets für die Veranstaltungen: 089 54818181

Anzeige

Neugierig auf die Welt
Münchner Bücherschau junior

Die 10. Münchner Bücherschau junior

FÜR KINDER UND IHRE FAMILIEN
27. Februar bis 6. März 2016
im Münchner Stadtmuseum

Mit über 40 spannenden Veranstaltungen u. a. mit Kirsten Boie, Andreas Steinhöfel, und »Kuh Lieselotte«.

Jubiläumsprogramm unter www.muenchner-buecherschau-junior.de

Buchausstellung täglich von 9.00 bis 19.00 Uhr | Eintritt frei

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Landeshauptstadt München Kulturreferat
BR KLASSIK

LYRIK

SEEPFERDCHEN UND
FLUGFISCHE

tressli bessli nebogen leila
flusch kata
ballubasch
zack hitti zopp

zack hitti zopp
hitti betzli betzli
prusch kata
ballubasch
fasch kitti bimm

zitti kitillabi billabi billabi
zikko di zakkobam
fisch kitti bisch

bumbalo bumbalo bumbalo bambo
zitti kitillabi
zack hitti zopp

tressli bessli nebogen grügrü
blaulala violabimini bisch
violabimini bimini bimini
fusch kata
ballubasch
zick hiti zopp

HUGO BALL

Der Autor und Münchner Kammerspiele-Dramaturg Hugo Ball und die Dichterin und Brettli-Sängerin Emmy Hennings waren nach ihrer Emigration in die Schweiz mehr als knapp bei Kasse. Ball muss wegen falscher Papiere ins Gefängnis und auch sein »Seepferdchen« Emmy ist angeschlagen. Sie verdingt sich als verzauberte Spinnenfrau im Variété oder wird mit ihren Chansons als »Liebling Zürichs« annonciert, Hugo spielt Klavier.

Am 5. Februar 1916 eröffnen beide ein eigenes Etablissement im ersten Stock der Spiegelgasse 1: die »Künstlerkneipe Voltaire«. Zu den Musik-Vorträgen und Rezitationen sollte auch die hereingeschneite Künstlerschaft selbst Beiträge beisteuern, und das taten Tristan Tzara, Richard Huelsenbeck und Hans Arp im Cabaret Voltaire dann ja auch. Balls Lautgedichte, vorgetragen in starr-geometrischen Kostümen aus farbig-glänzender Pappe im Juni 1916, sind die ersten bedeutenden Produkte des neuen Antikunstbegriffs »Dada«. || tb

HUGO BALL:
SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE 1904–1927.
BAND 1. GEDICHTE

Hrsg. von Eckhard Faul | Wallstein Verlag 2007
335 S. | 24 Euro

ZINNOBERZACK, ZETER UND MORDIO
 Alle DADA-Texte. Hrsg. von Eckhard Faul
 Wallstein Verlag 2011 | 144 S. | 14,90 Euro

Anzeige



Familie? Dafür braucht man Humor

Der junge
Rabenmütter Verlag
hat sich das zum
Programm gemacht.
Franziska Pörschmann
sagt, warum.



Franziska Pörschmann
und Jo Moskon in ihrem
Ladenbüro | © Annette Müller

GABRIELLA LORENZ

Das Leben schreibt wirklich die seltsamsten Geschichten. Wie die von der Entstehung des Kinderbuchs »Jackson Norby«. Das entsprang nämlich den Fantasien des aufgeweckten vierjährigen Lenn. Sein Vater Andreas Köglowitz, der den Verlag Unsichtbar betreibt, erzählte diese gern weiter. Und der junge Grafiker Simon Höfer illustrierte sie mit ebenso fantasievolten bunten Bildern. Erschienen ist das Buch vor Kurzem im Münchner Rabenmütter Verlag, den Franziska Pörschmann und der erfahrene Verlagsleiter Jo Moskon 2013 gründeten.

Jo Moskon hat für Droemer und Bruckmann gearbeitet, berät heute verschiedene Verlage und hält Seminare im Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Er war mit Köglowitz befreundet, so landete das ungewöhnliche Bilderbuch im Rabenmütter Verlag, dessen provozierender Name Programm ist: die Familienschiene – mit Humor und Ironie. Franziska Pörschmann wurde auf Umwegen Verlegerin. Sie ist im Theatermilieu groß geworden, weil ihre Mutter Ilona Grandke Schauspielerin ist. Drei Jahre war sie Regieassistentin am Münchner Jugendtheater Schauburg, arbeitete dann bei privaten Fernsehsendern in verschiedensten Redaktionen, machte alles von Marketing bis Produktion. »In den 90er Jahren suchte man dort viele Mitarbeiter, da sind auch viele Theaterleute reingetrudelt. Aber nach der Kirch-Pleite ist das Kartenhaus zusammengefallen.« Sie gründete mit einer Freundin eine kleine Produktionsfirma für Werbefilme, da gab's viel Konkurrenz. 2004 begann der Hörbuch-Boom, sie arbeitete mit dem Literaturagenten Reinhold G. Stecher zusammen: »Ein feiner alter Gentleman.« Von ihm bekam sie die ersten Lizenzen für einen eigenen Hörbuchverlag, ab 2004 erschienen die ersten Produktionen, darunter »Alice im Wunderland«, gelesen von

Michaela May. »Damals war noch viel möglich. Dann kippte der Riesen hype, und es machte keinen Spaß mehr, sich gegenseitig die Butter vom Brot zu nehmen. Heute wächst der Markt nicht mehr, er hat sich aufgeteilt unter ein paar große Player.«

Als ihr Sohn Oskar (heute 11) in die Schule kam, erlebte die geschiedene, alleinerziehende Franziska zum ersten Mal, was Mütter-Bashing ist. »Du kannst es als Mutter keinem recht machen. Irgendeiner sagt immer, es ist scheiße. Und ich habe gemerkt, wie Kinder aus reichen Familien besser gefördert werden als solche mit Migrationshintergrund.«

Sie fand, man müsse das Thema Familie mit Humor nehmen – daraus wurde das Konzept für den Rabenmütter Verlag. Jo Moskon hatte damals für sie den Vertrieb übernommen, er fand die Idee gut, und nach zwei Jahren ging es 2013 los mit Freizeitguides für Kinder. Die haben auch Prosecco-Tipps parat: »Man muss eben auch an die Mütter denken. So haben wir etwa Cafés mit Kinderbetreuung gesucht.« Ein Guide für Köln und einer für München sind erschienen, der Münchner wird gerade aktualisiert.

Mit wachsendem Programm ließ sich die Arbeit nicht mehr am heimischen Schreibtisch erledigen. Franziska wohnt in Neuhausen, dem kinderreichsten Viertel Münchens. Mit Jo, inzwischen auch privat ihr Partner, heckte sie die Idee eines Ladenbüros aus, um mit Kunden direkten Kontakt aufzunehmen. Heute gibt es in der Frundsbergstraße 13 neben Büchern, Audio- und E-Books eigene originelle Postkarten und ein bisschen Kunsthandwerk, ebenso Veranstaltungen und Lesungen. »Mit den Besuchern entwickeln sich oft tolle Gespräche. Das Feedback bringt einen wieder auf neue Ideen«, sagt Franziska. Und es ist viel geplant, nur noch nicht spruchreif.

Bisher ist das Programm schmal: vier Buch- und zwei Hörbuchtitel, darunter das Protokoll des Verhörs von Sophie Scholl, gelesen von Anna Clarin und Konstantin Wecker. Gedruckt wurde der Stoßseufzer »Erst mal 49 werden!« von Mira Steffan, eine nette, leichtgewichtige Midlife-Crisis-Lektüre. Der liegt ein Buchmerker eines Taschenhändlers bei, dessen Handtaschen den Titel zieren und zwei Mal im Buch

ausführlich Erwähnung finden. Solches Product-Placement ist unangenehm aufdringlich, bringt aber Geld, das ein junger Verlag dringend braucht. »Man muss medial und in Kooperationen denken«, davon ist Franziska Pörschmann überzeugt. »So erreicht man andere Zielgruppen, man kann sich gegenseitig befruchten und neue Märkte finden.«

Denn es gilt: »Man kann nur so viel produzieren, wie das Budget reicht.« Das ist mittlerweile immerhin sechsstellig und trägt sich zum Gros über die oft sehr witzigen Postkarten: »Das Leben ist schön! Von einfach war nie die Rede!« Oder: »Wenn Du nicht weißt, wie Du Dein Kind erziehen sollst, frag Leute, die keine haben. Die wissen das.« Vor allem lassen sie sich schnell ohne große Kosten produzieren und sind gut kalkulierbar. Alle sind Eigenbau, die Sprüche stammen aus der Familie, von Freunden, Bekannten und Kunden. Verschiedene Grafiker setzen sie dann im Kartenformat um, mittlerweile werden sie deutschlandweit in 2000 Papeterien und Buchhandlungen verkauft.

Schon diese Postkarten lohnen einen Besuch im Laden. Aber das Verrückteste ist natürlich das Kinderbuch »Jackson Norby« (ab vier Jahren). Lenn ist inzwischen acht und stolz auf sein Buch. Vielleicht laufen dadurch dem jungen Verlag ja mehr solche verrückten Projekte zu. Schließlich ist Verrücktheit als Profil beim Büchermachen nicht das Schlechteste. ||


RABENMÜTTER STORE

Frundsbergstr. 13 | Mo.–Fr., 10–18 Uhr
 Tel. 089 54843290 | www.rabenmuetter-verlag.de

Hymnus auf die Leidenschaft

Ein Jahr lang bewegte sich das Leben des wohl berühmtesten Journalisten der Welt, Alan Rusbridger, zwischen Weltpolitik und Chopin. Er hat sich eines der schwierigsten Klavierstücke zum Üben vor- und das zum Anlass für ein fesselndes Buch genommen.

KRISTIAN WACHINGER

Alan Rusbridger, von 1995 bis Mai 2015 Chefredakteur und Herausgeber der britischen Zeitung »The Guardian«, ist weltweit berühmt wegen seiner kämpferischen Beharrlichkeit bei Wikileaks und der Veröffentlichung von Edward Snowdens Enthüllungen. Ende 2014 wurde ihm dafür der Alternative Nobelpreis verliehen.

Im beruflich dramatischen Jahr 2010/11 erlebte der von Aufklärungstreiben besessene Journalist, viel beschäftigte Manager und Amateurpianist noch ein Drama ganz anderer Art. Er verliebte sich in die g-Moll-Ballade von Chopin und setzte sich in den Kopf, sie vorspielbar einzustudieren und bei einem ambitionierten Lientreffen vorzutragen.

Über diesen Lernprozess führte er Tagebuch. Und aus diesem Tagebuch hat er ein beglückend schönes Buch destilliert. Da ist zum einen die minutiöse (und dabei immer wohltdosierte) Beschreibung der Arbeitsschritte Selbststudium und Unterricht, Entmutigung und kleine Erfolge. Wie seine Überzeiten in den Arbeits- und Lebensalltag, sind diese Schilderungen eingebettet in Beschreibungen seiner Arbeit, seiner Begegnungen, seiner Reflexionen. Eng geführt mit dem Klavier-

viertema werden die Umwälzungen der Zeitungsbranche durch die raschen elektronischen Medien (er selber brachte die Online-Ausgabe des Guardian auf den Weg) sowie die dazu merkwürdig komplementäre Abhörthematik bis hin zu einer dramatischen Reise in den Nahen Osten, um einen Mitarbeiter aus Geiselschaft zu befreien.

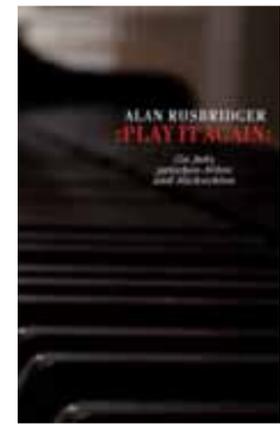
Wie ein zart angedeutetes Leitmotiv zieht sich die Errichtung eines Musikstudios beim Wochenendhaus durch das Buch, ganz knapp, denn mit feiner englischer Ironie weiß er, dass nichts langweiliger ist als anderer Leute Hausbaugeschichten. Gerade auch damit aber bindet er den Leser. In bestem Reportagestil berichtet Rusbridger von diversen Begegnungen rund um das Klavier als (zu kaufendes, zu reparierendes, in der Herstellung zu besichtigendes – und jedenfalls zu liebendes) Objekt und Werkzeug. Da er durch seinen Beruf gut vernetzt ist, kann er lebhaft Berichte von Gesprächen mit Fachleuten aller Art, Musikkritikern, Pianisten (von Murray Perahia bis Daniel Barenboim), Klavierstimmern und -technikern, Neurophysiologen und Musikpädagogen einstreuen. Er ist befreundet mit Ian McEwan und Richard Sennett, er begegnet

Eric Hobsbawm und Kate Middleton, Condoleezza Rice und natürlich den englischen Politikern von Blair bis Cameron. Einmal lädt er Alfred Brendel zu sich nach Hause ein, der nach kurzem Anspielen seines Flügels anbietet, ihm mal seinen Klaviertechniker vorbeizuschicken.

Rusbridger hat ein »journal musical« verfasst, das es an Spannung mit jedem »journal intime« aufnehmen kann: Man hört nicht auf zu lesen (als Nichtpianist nur gelegentlich einen Absatz über Fingersätze überspringend), bis er das Stück tatsächlich vorgespielt und eine hinreißende Beschreibung dieser trancehaften, sehr einsamen Minuten gegeben hat.

Wie erfreulich, dass der Seccession Verlag das 2013 erschienene Buch so schnell (in der schönen Übersetzung von Simon Elson und Katrin Stier) und so ambitioniert ausgestattet auf Deutsch herausgebracht hat und dass es z. B. bei Lehmkuhl im Stapel liegt – in der Musik-Ecke – wegen des elegant-diskreten Einbands fast ein wenig zu unauffällig. Ein zweiter Stapel hätte sein Recht bei den Auto-/Biografien, denn deren Leser lockt das Buch mit seinem hohen Identifikationswert: Es ist keineswegs nur eine Ermutigung zum Ama-

teurnusizieren, sondern weit darüber hinaus ein Plädoyer dafür, sich Ziele um ihrer (und seiner) selbst willen zu setzen – ein Hymnus auf das von Leidenschaft getriebene Tun. ||



ALAN RUSBRIDGER: PLAY IT AGAIN.
EIN JAHR ZWISCHEN NOTEN UND NACHRICHTEN

Seccession Verlag, 2015 | 480 Seiten | 25 Euro

Anzeige

BAYERISCHES STAATSBALLETT *Aus Leidenschaft!*



Design: Barrou, Miko, Borsche. Foto: Laurent Philippe

BallettFestwochen 2016 03.–19. April

Premiere Für die Kinder von gestern, heute und morgen.

Ein Stück von Pina Bausch
Uraufführung The Passenger – Zu Gast: Chicago Dance Works USA, Het Nationale Ballet Amsterdam, Bayerisches Staatsballett II
Terpsichore-Gala XII – Für Ivan Liška
Paquita, Die Kameliendame, Le Corsaire, Once Upon An Ever After / Choreartium, Das Triadische Ballett / Le Sacre du printemps, Onegin, Sinfonie in C / In the Night / Adam is
Tanznacht *Aus Leidenschaft!*

Symposium Das hat nicht aufgehört, mein Tanzen

Dr. h.c. Irène Lejeune
Botschafterin des
Bayerischen Staatsballetts

THE LINDE GROUP
Spielzeitpartner 2015/2016

Information/Karten
T 089 21 85 1920
www.staatsballett.de

Literatur ist Leben

Und ein Schatz, der ohne Gefühle nicht zu heben ist.
Reemtsmas Plädoyer fürs Lesen – fürs genaue Lesen.

FLORIAN WELLE

Ein prägendes Erlebnis: Am Ende seines Studiums erappte sich Jan Philipp Reemtsma während einer »Werther«-Vorlesung bei dem Gedanken, ob der Dozent Goethes Liebesroman überhaupt möge. Denn dies war aus dem Vortrag nicht klar geworden. Reemtsma vermisste die Leidenschaft. Gehört aber nicht gerade sie unabhängig zur Beschäftigung mit Literatur, ja, mehr noch, muss ihr vorausgehen? In den Worten Reemtsmas: »Man spricht immer auch von Liebe – nun, sagen wir von emotionaler Besetzung.«

Drei Bände im schmucken Schuber umfassen Jan Philipp Reemtsmas stilistisch fein zisierte »Schriften zur Literatur«. Band 1 ist mit 600 Seiten der umfangreichste und widmet sich »Homer, Shakespeare, Wieland und andere Zeitgenossen«. Band 2 ist der schmalste und befasst sich mit nur einem einzigen Autor: Arno Schmidt. Band 3 schließlich, immerhin auch er 500 Seiten stark, versammelt »Literarische Endspiele von Karl Kraus bis Walter Kempowski«. Sucht man nach dem, was alle Bände und die darin enthaltenen Aufsätze, Preisreden sowie Kongressvorträge aus über zwei Jahrzehnten Forschungstätigkeit miteinander verbindet, dann ist es dies: Reemtsmas Ansinnen, zum Lesen zu verführen.

Mit einem von Roland Barthes' bekanntesten Büchern könnte man also sagen, es geht dem 1952 in Bonn geborenen Reemtsma um die »Lust am Text«. Das wäre allerdings missverständlich. Gleichwohl heißt es in der Rede »Schmidt – Wieland – Goethe«, gehalten 2014 zur Eröffnung einer Kabinettausstellung im Wielandgut Oßmannstedt: »Literatur, die nicht fähig ist, diese basalen Emotionen (gemeint sind Liebe und Hass) zu entbinden, lebt nicht; wenn wir nicht fähig sind, diese Emotionen der Literatur

gegenüber zu hegen, leben wir nicht – sagen wir: mit ihr.«

Missverständlich ist es deshalb, weil Reemtsma zeitlebens keiner literaturwissenschaftlichen Schule angehörte, mögen diese nun Diskursanalyse, Dekonstruktion, Medientheorie oder wie auch immer heißen. Was man stattdessen von ihm ganz wunderbar lernen kann, ist im Grunde etwas sehr Naheliegenderes: Texte genau zu lesen.

Damit einher geht die Frage, warum ein bestimmtes Werk besonders gut ist und ein anderes weniger oder eben gar nicht. Die Frage nach der Beschaffenheit eines literarischen Textes, seiner Form und Technik, ist für Reemtsma von zentraler Bedeutung. Dazu heißt es im Nachwort zu dem Arno Schmidt gewidmeten Band pointiert: »Es geht in der Liebe zu einem literarischen Werk ja um die intensive Beschäftigung mit dem, was hier und nur hier aus dem gemacht worden ist, aus dem schon anderswo und – wie etwas gemacht worden ist – Tod und Teufel, Kuß und Mond und was auch immer. Das lebt vom Vergleich ...« Der letzte Satz meint aber nun nichts anderes als: Vergleichen kann nur der, der viel gelesen hat. Also lest!

Vom Vergleich zur Kritik ist es nicht mehr weit. Reemtsma nimmt sich – auch dies eher untypisch für einen Germanisten – die Freiheit zu benennen, was ihm nicht gefällt. (Im Februar erscheint denn auch ein Buch von ihm mit dem Titel »Was heißt: einen literarischen Text interpretieren?«, in dem es um die »Voraussetzungen und Implikationen des Redens über Literatur« geht, wie der Untertitel verrät.) Die Urteile sind messerscharf und immer gut begründet. So kritisiert er ebenso »Kleists mißglückte Ästhetik des Bizarren« (Band 1) wie er alle auf die Plätze verweist, die Arno Schmidt leichtfertig das Etikett »Joyce-



**JAN PHILIPP REEMTSMA,
SCHRIFTEN ZUR LITERATUR**

Drei Bände im Schuber | C.H. Beck, 2015
1442 Seiten | 98 Euro

**JAN PHILIPP REEMTSMA,
WAS HEISST: EINEN LITERARISCHEN
TEXT INTERPRETIEREN?**

VORAUSSETZUNGEN UND IMPLIKATIONEN
DES REDENS ÜBER LITERATUR
C.H. Beck, 2016 (erscheint am 10. Februar)
ca. 320 Seiten | 24,95 Euro

Nachfolger« aufpappen wollen (Band 2). Oder er legt dar, warum »Das Mädchen« von Stephen King letzten Endes nichts anderes als »Erbauungskitsch« ist, der am besten »am Lagerfeuer christlicher Pfadfinder« gelesen werden sollte (Band 3).

In Kings Roman verirrt sich ein junges Mädchen im Wald, und es ist bei King nicht die böse Hexe, die ihr an den Kragen will, sondern ein Bär. Der Horrorschriftsteller führt das Mädchen an den Rand des Abgrunds, hinunter stürzt er es aber nicht. Stattdessen taucht in letzter Sekunde ein Wilderer auf und vertreibt den Bären. Für das Mädchen, so will es King, ist der eigentliche Retter aber ein anderer: Gott. Was Reemtsma zu der spitzen Bemerkung verleitet: »... Gott und Bär raus, ein anderer Schluß, und das Buch wäre ziemlich gut geworden.« In diesem Zusammenhang kann es übrigens nicht schaden, vorher den Text über Camus' »Der Fremde« gelesen zu haben. Dort erfährt man nämlich, dass Reemtsma mit Transzendenz nichts anfangen kann.

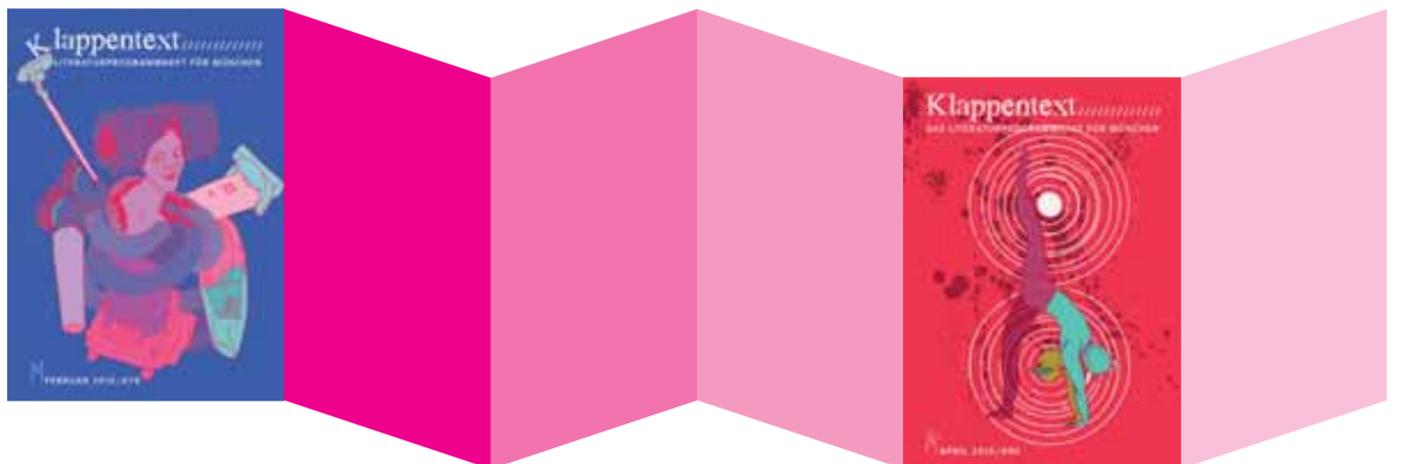
Zwei Jahre nach Arno Schmidts Tod gründete Reemtsma gemeinsam mit Schmidts

Witwe Alice die »Arno Schmidt Stiftung«; 1984 rief er das »Hamburger Institut für Sozialforschung« ins Leben, das er bis 2015 leitete. Schwerpunkt seiner Tätigkeit dort: die Erforschung von Gewalt und Destruktivität. Nicht zuletzt konnte mit seiner Unterstützung das Wielandgut Oßmannstedt restauriert und zum Museum umgestaltet werden, 2005 war Eröffnung.

Über all diese Aktivitäten und Leistungen müsste man im Grunde kein Wort mehr verlieren, würden sie sich nicht in den Autoren widerspiegeln, die Reemtsma ans Herz gewachsen sind und mit denen er sich immer wieder auseinandergesetzt hat. Wieland ist hier zu nennen, aber auch Victor Klemperer. Und natürlich Arno Schmidt. Schmidt gilt als schwieriger Autor. Wer die fundierte Einführung zu ihm haben möchte, der kommt an Reemtsma nicht vorbei: »Für mich sind unter anderem die in diesem Buch nachlesbaren Gedanken und Urteile Ertrag geworden, den ich zu erwägen meinen Leserinnen und Lesern mit der in solchen Fällen nun mal nicht zu vermeidenden selbstgefälligen Ansicht, es lohne sich, ansinne.« ||

»Der Klappentext sagt Servus!«

So lautete die traurige
Botschaft zu Jahresbeginn.
Ein Nachruf auf das
Münchner Literaturmagazin.



© Tanja Kischel (2)

PETRA HALLMAYER

Der Klappentext erscheint nicht mehr. Leicht ist Katrin Schuster die Entscheidung nicht gefallen, aber ihre neue Stelle als Redakteurin in der Stadtbibliothek lässt ihr kaum mehr Zeit für freie journalistische Arbeit, und die Zeitschrift halbherzig weiterzuführen war für sie keine Option.

Sieben Jahre hat uns das kleine feine Magazin durch die Münchner Literaturszene begleitet, das Katrin Schuster 2008 nach der Einstellung des vom Kulturreferat herausgegebenen Literaturblatts als Zweifrauen-Projekt gegründet hatte. Gemein-

sam mit Tanja Kischel vom Designbüro und -laden Umwerk, die die fantastischen bunten Titelseiten gestaltete, wollte sie mit ihrem »Literaturprogrammheft für München«, das jeden Monat umfassend über Lesungen und Termine informierte, eine Lücke füllen.

Doch der Klappentext war mehr als ein Veranstaltungskalender. Er präsentierte Buchbesprechungen, Essays und Interviews, ohne nach Bestsellerlisten und Anzeigenkunden zu schießen, er bezog Position, trat vor allem in seinen Editorials für eine Hal-

tung ein. So scheute sich Katrin Schuster nicht, etwa einen kritischen Blick auf das, wie sie meinte, mangelnde politische Bewusstsein im Umgang mit Flucht und Migration beim Literaturfest zu werfen oder auf die »programmatische Popularisierung« des Literaturhauses zu verweisen. Der Klappentext hat sich nie als ein PR-Blatt für städtische Literaturprojekte oder den Buchhandel verstanden. »Man muss«, glaubt Katrin Schuster, »auch eine im Prinzip natürlich tolle Veranstaltung wie das Literaturfest nicht nur mit Samthandschuhen hätscheln

und streicheln. Es herrscht zunehmend die Tendenz, kritische Töne zu vermeiden, um die bedrohte Pflanze Literatur zu schützen und zu bewahren.« Ein ernst zu nehmender Literaturjournalismus aber darf nicht nur nett sein. »Er muss sich einmischen, unbequeme Fragen stellen und Debatten anstoßen.« Das hat sie mit ihren Texten versucht. Ihre Stimme wird uns fehlen. ||

Unter www.literatur-muenchen.de finden Sie alle Klappentext-Ausgaben zum Nachlesen.

Vertonte Geschichte von unten

Der Kunstmann Verlag legt die vor 30 Jahren entstandene Hörspielfolge über die Grandauers wieder auf.

Es ist ein »geradezu schiacher« Tag, dieser 9. Oktober 1893, an dem Willy Purucker die Handlung rund um die Familie Grandauer einsetzen lässt. Es regnet in Strömen, als der junge Gendarm Ludwig Grandauer nach Bergham beordert wird, um dort einem Anschlag auf einen Kollegen nachzugehen. Mehr als fünfzig Jahre und drei Generationen später schüttet es wieder. Am 30. April 1945 befreien die Amerikaner München. Und Kommissar Benno Grandauer, Ludwig Grandauers ältester Sohn und die eigentliche Hauptfigur der »Familiengeschichte in Fortsetzungen«, erwartet die Sieger im Polizeipräsidium in der Löwengrube.

Regen am Anfang, Regen am Ende. Das ist kein Zufall. Das unwirtliche Wetter, das die Geschehnisse rahmt, besitzt Symbolcharakter. Willy Purucker begleitet in 28 Hörfolgen die Grandauers durch »das Zeitalter der Extreme«, wie der englische Historiker Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert bis 1989/90 genannt hat. Purucker beschränkt sich auf die erste Jahrhunderthälfte: Prinzregentenzeit, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Nazidiktatur und Untergang. Erzählt aus Sicht der kleinen Leute mit ihren Nöten und Sorgen. Am deutlichsten wird das am Tag von Hitlers

Machtübernahme. Das Ereignis tritt erst einmal hinter Bennos Zahnschmerzen und die Geburtstagsfeier seiner betulichen Schwiegermutter Soleder zurück.

»Die Grandauers und ihre Zeit« ist vertonte Geschichte von unten, selbst die eingestreuten Kriminalfälle spiegeln die Zeitläufte. Vor Kurzem wurde die von 1979 bis 1985 produzierte Rundfunksaga, in der man zum Teil mehr über die Historie lernen kann als in so manchem Geschichtsbuch, im Verlag Antje Kunstmann wiederaufgelegt. Mit ihr hat Purucker als Autor und Regisseur Rundfunkgeschichte geschrieben, obgleich die einzelnen Folgen durchaus konventionell erzählt sind. Fernsehgeschichte natürlich auch. Das Hörspiel diente ab 1987 als Vorlage für die kongeniale Fernsehserie »Löwengrube«, die die Ereignisse dann noch bis in die 50er Jahre fortspannt und in der zum Teil die gleichen Schauspieler mitwirkten, wenn auch in anderen Rollen.

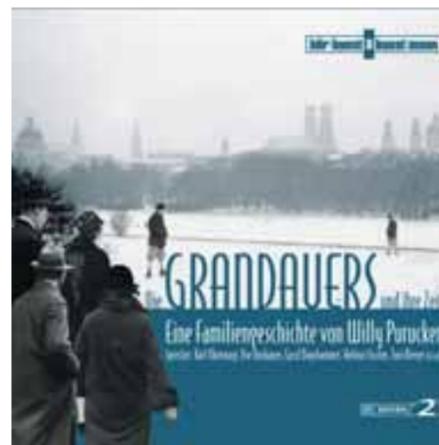
Es war das Who's who der bayerischen Volksschauspieler, die damals den genau gezeichneten Kleinbürgerfiguren ihre Stimme liehen. Neben Toni Berger, Franziska Stömmer, Elmar Wepper, Gerd Anthoff und Werner Stocker sind hier vor allem Karl Obermayr und Ilse Neubauer zu nennen.

Beide übernahmen zwei Sprecherrollen: Obermayr die von Ludwig und Benno Grandauer, Neubauer die von Ludwigs Frau Agnes sowie die von Bennos Gattin Traudl.

Während Ilse Neubauer den Figuren etwas liebenswert Freches und patent Forsches verleiht, gibt Obermayr dann vor allem in der Rolle des Benno den Prototyp des zwar pflichtbewussten, sich aber niemals anbietenden Beamten. Ein Beobachter

und Durchlavierer. Wie man die Figur zu beurteilen hat, muss jeder für sich selbst entscheiden.

Karl Obermayr starb 1985, und ihm zu Ehren benannte man die Rolle des Benno für die Fernsehserie in Karl Grandauer um. Dieser wird dort mit Grant vom wunderbaren Jörg Hube verkörpert. Karl Obermayrs Interpretation ist leiser und melancholischer und immer noch unbedingt hörensenswert. || fw



DIE GRANDAUERS UND IHRE ZEIT. EINE FAMILIENGESCHICHTE

5 MP3-CDs mit einer Laufzeit von 24h 43min
Mit Willy Purucker, Karl Obermayr, Ilse Neubauer
u. a. | Antje Kunstmann, 2015 | 24,95 Euro

Rückenwind für die Neugier

Die Verlegerin Tanja Graf wird neue Literaturhauschefin.

GISELA FICHTL

Die Spekulationen über die Nachfolge von Reinhard G. Wittmann, der zur Mitte des Jahres als Chef des Literaturhauses aufhören wird, haben ein Ende: Neue Leiterin wird die Verlegerin Tanja Graf. Eine gute Wahl, denn Tanja Graf verfügt nicht nur über die nötigen Kontakte in der Buchbranche und der Münchner Literaturszene. Sie ist eine, die für Literatur brennt, das hat sie vielfach bewiesen. Und sie ist bereit, für ihre Begeisterung für gute Texte neue und riskante Wege zu gehen. 2003 nämlich beendete sie ihre Karriere als Chefflektorin bei Piper und gründete einen eigenen Verlag, zunächst mit dem Münchner Kunstverleger Lothar Schirmer. Die Idee war, wertvolle Literatur in gestalteten Ausgaben zu publizieren. Sechs Jahre hat sie diesem Experiment gewidmet, 2010 dann hat sie den Verlag unter dem Dach der Ullstein-Buchverlage, die zur Bonnier-Gruppe gehören, allein weitergeführt. Im März 2015 wurde das Programm eingestellt. Da nämlich wechselte Tanja Graf in die Programmleitung von Diogenes nach Zürich.

Und nun also wieder zurück nach München. Sie wird der Literatur jetzt über andere Kanäle Rückenwind verleihen. Dass die Romanistin und gelernte Buchhändlerin dabei ihr Publikum nicht nur – wie das bisher im Literaturhausprogramm vielleicht allzu oft der Fall war – mit »Blockbuster«-Autoren beglücken wird, sondern eine leben-

dige Kultur der Neugier für gute Bücher und interessante Autoren wird wecken können, das sei ihr und uns von Herzen gewünscht. Auf manches, das in letzter Zeit im Haus entstanden ist, wird sie dabei durchaus zurückgreifen können. Etwa die sehr lebendigen Veranstaltungen im Rahmen der Talkreihe »Auf ein Bier mit ...«. Vielleicht hat Tanja Graf auch Lust auf Literatur-Ausstellungen, die sich einmal nicht ausschließlich auf die allergrößten Namen der Literaturgeschichte stützen und in deren Glanz sonnen, sondern selbst neue Schätze heben und Lichter aufstecken. Ihr verlegerischer Mut und ihr Interesse, das sich ganz offenbar weniger am äußeren Glanz als an tatsächlicher Qualität entzündet, lässt auf spannende Zeiten im Literaturhaus hoffen. ||

DAS LITERATURHAUS MÜNCHEN

öffnete im Juni 1997. Träger und Betreiber ist die »Stiftung Buch-, Medien- und Literaturhaus München«, die 1993 von der Stadt sowie von Verlegern und Buchhändlern ins Leben gerufen wurde. Die Stadt gewährt dem Haus einen jährlichen Zuschuss von 400 000 Euro und räumt das Nutzungsrecht für das im Renaissancestil errichtete Gebäude aus dem Jahr 1885 am Salvatorplatz ein. Spenden und Stiftungen, Mieteinnahmen von Veranstaltern und vom Restaurant im Erdgeschoss sind weitere Einnahmequellen.

Anzeige



DAS LÄCHELN EINER SOMMERNACHT

Musical
VON
STEPHEN SONDHEIM

CUVILLIÉSTHEATER
4. BIS 14. FEBRUAR 2016

KARTEN 089 21 85 19 60
www.gaertnerplatztheater.de



N 52 7.439 E 5 57.394 | 24,5 x 29,5 cm | Ambrotype | © Hans Wijninga, 2015

Hans Wijninga Durchsichtigkeiten

Der 1965 in Deventer (NL) geborene Fotograf Hans Wijninga belebt ein historisches Verfahren neu: Er arbeitet mit einer Plattenkamera. Das bedeutet, dass er die Glasplatten – seine Bildträger – an Ort und Stelle der Aufnahmen unter einem dunklen Zelt mit dem lichtsensiblen Material beschichten und unmittelbar im nassen Zustand belichten und entwickeln muss. Sein mobiles Labor hat er seinen Bedürfnissen entsprechend selbst konstruiert. Jede Arbeit ist ein Unikat, kein Bild ist wiederholbar. Jedes Motiv, das er einfängt, schwimmt in Grauzonen der Zeit: »Meine Aufnahmen bewegen sich zwischen Fotografie und Malerei, zwischen Fiktion und Fakt, zwischen Jetzt und der Vergangenheit«, sagt Wijninga über seine Arbeiten. Das Bekannte wird fremd, erhält eine neue Tiefe, wird mehrschichtig. Kultur und Natur reiben sich, verwachsen zu beunruhigenden Räumen, die an Landschaften aus Filmen von Andrej Tarkowski erinnern. Eine leere Straße, ein Strommast werden zu symbolhaften Statements, die ebenso unausweichlich wie lapidar erscheinen. Die Bilder haben keine Namen, sondern ihr Titel sind die geografischen Koordinaten des Orts, an dem sie aufgenommen wurden. Alles in den luziden Bildern von Hans Wijninga fügt sich zu einem Kaleidoskop, das bei jedem Blick changiert, gerinnt, wieder fest wird. || cp

BOB LEJEUNE UND HANS WIJNINGA | FLOW

Zeitgenössische Positionen aus den Niederlanden

Galerie arToxin | 19. Februar bis 19. März | Kirchenstr. 23

Mittwoch 16–21 Uhr, Do/Fr 12–19 Uhr | Sa 12–16 Uhr

Vernissage: **Freitag, 19. Februar** | 19 Uhr

Einführung: Dr. Meindert Evers | www.artoxin.de

Singen gegen die Langeweile am Lagerfeuer

GABRIELLA LORENZ

»My rifle, pony and me« – diese Urhymne aller Cowboys singen fünf Darsteller am Lagerfeuer. Anrührend und zart. Was hat das mit Caspar David Friedrichs Gemälden zu tun, die als Kulissenteile herumstehen? Ach ja, Romantik. So verknüpft Philippe Quesne das Western-Genre und den deutschen Maler des frühen 19. Jahrhunderts. Seine Inszenierung »Caspar Western Friedrich« will die Weite der Natur zeigen, in der Menschen klein und verloren sind. Wie Friedrichs »Mönch am Meer« oder die Cowboys in Amerikas riesigen Steppen.

Mit seiner Truppe Vivarium Studio war der Franzose Philippe Quesne zwei Mal beim Münchner Spielart-Festival eingeladen. Starke Bilder blieben im Kopf von »Die Melancholie der Drachen« und »Swamp Club«, die Inhalte jedoch stets rätselhaft. Bei Quesne (seit 2014 ist er Intendant des Pariser Theaters Nanterre-Amandiers) gibt es weder Story noch Text, sondern die Schauspieler entwickeln das Stück aus Situationen und von ihm selbst entworfenen Bühnenbildern. In Quesnes erster Regie an einem deutschen Stadttheater sollen die Kammerspieler als ausgemusterte Cowboys ein Caspar-David-Friedrich-Museum aufbauen. Die Bühne ist Maleratelier und Werkstatt, weiße Styropor-Brocken simulieren Kreidefelsen, bemalte werden als Steine herumgetragen. Man streicht Wände auf hohen Leitern und zimmert Zelt-Stützen. Ein bisschen Slapstick darf sein beim Balancieren von Malerrollen. Bei viel Kunst-Nebel, Regen und Schnee

Wieder eine Enttäuschung an den Kammerspielen: Philippe Quesne inszenierte »Caspar Western Friedrich«.



Benebelt: (v.l.) Peter Brombacher, Julia Riedler, Franz Rogowski, Johan Leysen | © Martin Argyroglo

liefert jeder Schauspieler mal als »Wanderer über dem Nebelmeer« auf einem Felsen sein Solo ab. Peter Brombachers Unwetter-Bericht fesselt, ebenso die Sänger-Bassstimme von Johan Leysen, die man sonst kaum zu hören kriegt. Julia Riedler rezitiert überflüssigerweise Hölderlin, Franz Rogowski nuschelt Dank für einen geschenkten Kapuzenpulli mit Friedrich-Aufdruck. Stefan Merki garantiert stets Qualität, auch als Musiker. Immer wieder sitzen alle unaufgeregt leise singend zusammen, denn romantische Gefühle muss man mit Country-Songs bekämpfen, auch wenn man am Ende wetterbedingt unter einem Zelt kuschelt.

Das Nachstellen von Friedrichs Naturlandschaften funktioniert nicht in der Künstlichkeit der Bühne – auch wenn die Darsteller sich oft mit dem Rücken zum Publikum in die Gemäldekulissen als Teil des Bildes integrieren wollen. Was bleibt, ist falsche Lagerfeuer-Romantik mit manchmal reichlich schlechtem Gesang. Ironisch klingt da ein Brief-Zitat Friedrichs, er wolle seinen Freund Lund zum Gähnen bringen. Das gelingt dem Regisseur Philippe Quesne beim Publikum. Wie spricht man den Namen Quesne eigentlich aus? Kän, sagen Kenner. Vielleicht ja auch Gähn. ||

CASPAR WESTERN FRIEDRICH

Kammerspiele | 7. Feb., 18 Uhr
27. Feb., 20 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Für ihre eigene Sicherheit, erklären die Eindringlinge sachlich, sei die Unterwerfung der Kikonen nun mal erforderlich. Die aber wehren sich. Wild zuckend stürzt Jean-Luc Bubert wieder und wieder zu Boden, kapitulieren wird er nicht. Sein Volk sei seit 3000 Jahren eine Hochkultur, ruft er empört. Es ist eine typische Solberg-Szene. So hatte man sich dessen Homer-Abend vorgestellt. Tatsächlich jedoch nimmt er einen überraschenden Verlauf. Der für seine Gagdichte bekannte Bühnenfeuerwerker setzt in seiner rasanten Version der »Odyssee« Textaktualisierungen nur sparsam ein und verzichtet fast völlig auf knallige Pointen. Hochkonzentriert führt er im Wechsel von Narration und Spielszenen Odysseus' abenteuerliche Geschichte vor.

Das ist spannend erzählt und toll anzuschauen (Bühnenbild: Markus Pötter). Mit einfachen Mitteln – Eisenstangen, Plastikfolie, Klangeffekten und Bühnennebel – zaubert Solberg große starke Bilder. Mal bilden die Stangen einen Wald, mal dienen sie als Ruder, mit denen die fünf Seefahrer zu gewaltigem Sturmgetöse durch Nebelwolken schippeln. Der riesige aufgerissene Mund des Zyklopen erscheint auf einer Folie, durch die die von ihm Verschlungenen stürzen.

Auf beiden Seiten der Bühne hängen Landkarten, auf denen die Schauspieler mit Kreide historische Daten notieren – vom Trojanischen Krieg über die Kreuzzüge bis zu den Golfkriegen. Womit wir bei der Schwäche der

Europas Blutschuld

Packende Szenen, bestechende Optik: Simon Solbergs rasante Kurzversion der »Odyssee« im Volkstheater.



Der Zyklop (Jean-Luc Bubert im Video) bedroht die Griechen (Ensemble) | © Arno Declair

Inszenierung wären: Der Versuch, die »Odyssee« in eine lange Geschichte der Kriege und des Imperialismus einzubinden, bleibt in Ansätzen stecken.

Sebastian Wendelins Odysseus ist ein cleverer, couragierter Kerl, der keine Herausforderung scheut, doch nachdem ihm auf Kirkes Insel ein praller Ballonbauch gewachsen ist, beginnt der »Städteverwüster und Bezwiner Trojas« am Sinn des ewigen Blutvergießens zu zweifeln. Die Botschaft, die Solberg ihm in den Mund legt, ist schlicht und klar: Als Europäer müssen wir die Verantwortung übernehmen »für alles, was in unserem Namen geschehen ist«, für die sich bis heute fortsetzende Spirale der Gewalt. Am Ende hält Odysseus ein treuherziges Plädoyer für den Frieden: »Wozu sollen wir Menschen miteinander kämpfen? Wir sollten beieinander sitzen und Ruhe haben.«

Eine echte politische Auseinandersetzung findet bei Solberg nicht statt. Als packend inszenierter, atmosphärisch dicht bebildeter Theaterabend und als Einführung in eines der wirkmächtigsten Epen der europäischen Literatur für junge Zuschauer aber funktioniert die Aufführung fabelhaft. ||

DIE ODYSSEE

Volkstheater | 14. Feb., 1., 2. März
19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

24.02.–01.03.2016

MESSEGELÄNDE MÜNCHEN

www.ihm-handwerk-design.com

FASZINATION
ERLEBEN

HANDWERK
& DESIGN

auf der Internationalen Handwerksmesse

Popsongs allein machen kein großes Gefühl

Gar nicht »Liebeslichterloh« entflammt sind Romeo und Julia in der Schauburg. Peer Boysens tolle Lieder-Revue bleibt allzu cool.



Mehr Pop als Pep: Das Liebespaar Romeo (Marcus Campana) und Julia (Regina Speiseder) | © digipott

SABINE LEUCHT

Sie tragen historisierende Kostüme aus prächtigen Paillettenstoffen und sitzen auf einem Baugerüst. Und als die nur scheinotote Julia neben ihrem wirklich sterbenden Romeo erwacht, zischt sie genervt: »Shit!« Peer Boysens Liebes-Revue unter Verwendung von Texten aus William Shakespeares »Romeo und Julia« strotzt vor Kontrasten und deutlichen Zeichen, die alle in entgegengesetzte Richtungen winken. Die Inszenierung für Menschen ab 14 Jahren blättert recht locker Szenen und Motive der wohl bekanntesten Liebestragödie des Okzidents auf die Bühne der Schauburg. Als die Vorstellung beginnt, liegt Julias vermeintlicher Leichnam bereits im Trockeneisnebel der in den Boden eingelassenen Familiengruft der Capulets, um die herum auf drei Seiten das Publikum sitzt. Julias Cousin Tybalt, den Romeo im Affekt

erstach, winkt von den Rändern der Bühne herein. Der sich zur todbringenden Faust ballende Familienzwist, den andere Inszenierungen immer wieder gerne zum Streit der Religionen, Völker und Rassen ausbauten, ist bereits blutige Geschichte. Und wer ihn nicht kennt, hat schlechte Karten bei »Liebeslichterloh«.

Der Bildermagier Boysen, dem an der Schauburg schon so viele unvergessliche Aufführungen gelangen, lässt seine Schauspieler in unregelmäßigen Rück- und Seitwärtssprüngen durch das Stück hüpfen wie durch eine nur noch bruchstückhaft erhaltene Erinnerungslandschaft. Die Figuren gehen fast kriminologisch zu Werke und stellen Fragen wie: »Wer hat den Streit entfacht?« Vor allem aber singen sie und stellen damit die nach 400 Jahren noch tollen Verse des Elisabethaners

Shakespeare direkt neben diverse Sangeslyrik von Céline Dion, Rio Reiser, Leonard Cohen oder des Bairisch Diatonischen Jodelwahnsinns. Auch die nicht mehr ganz taufri-schen unter den 17 Songs können durch gewitzten Vortrag beim jugendlichen Publikum punkten. Doch so toll das alles gemacht ist, so zum Schwärmen schön und zugleich heutig cool Markus Campana und Regina Speiseder als Liebespaar sind, so wandlungsfähig die als Graf Paris, Lady Capulet und Allroundsängerin das Spielfeld umrundende Lucca Züchner und so unstillbar neugierig die in die entlegensten Ecken des Theaterraumes schauende Livekamera – es passt nicht zusammen. Weil nach jeder kurzen Szene ein Song kommt, der die ohnehin unter-

kühlten Emotionen bricht: Wenn Romeo und Julia aus ihrem ersten Streit in der Balkon-szene mit »Wild Roses« direkt in die düsteren Untiefen von Nick Caves Mörderballade blicken oder nach der Notheirat mit dem ganzen Ensemble »Junge« von den Ärzten schmettern, ist das zwar schön und von lustiger Widerspenstigkeit, reißt aber die eh schon zerstückelte Erzählung immer wieder aus dem Fluss. Nichts gegen eine solche Dramaturgie der Kontraste, aber als bloßes Vehikel dafür ist das gute Stück Weltliteratur zu schade. ||

LIEBESLICHTERLOH

Schauburg | 18. Feb., 3. März | 19.30 Uhr
19. Feb., 4. März | 10.30 Uhr | 20. Feb.,
5. März | 20 Uhr | Tickets: 089 23337155
www.schauburg.net

Vormerken!

11., 12., 17. bis 20., 25., 26. Feb.

DER WELTVERBESSERER

Teamtheater Tankstelle | Am Einlaß 2a
20 Uhr | Tickets: 089 2606636
reservierung@teamtheater.de

Thomas Bernhards Dramen sind selten geworden auf Münchner Bühnen. Andreas Wiedermann, in München eher für Opernproduktionen an ausgefallenen Orten bekannt, gastiert mit seiner Theatergruppe Plan B nun im Teamtheater. »Der Weltverbesserer«, ein natürlich äußerst misanthropischer Privatgelehrter und Philosoph, soll für sein »Traktat zur Verbesserung der Welt«, das kaum einer gelesen und schon gar niemand verstanden hat, die Ehrendoktorwürde erhalten. Er und seine Frau/Haushälterin bereiten sich einen Vormittag lang auf den Besuch des Komitees vor. Wie immer bei Bernhard geht es um ein Abhängigkeitsverhältnis. Der Gelehrte schurigt die namenlose Frau, die das vordergründig widerstandslos hinnimmt. Doch zeigt sich, dass er der eigentlich Bedürftige ist, und das nicht nur, weil er im Rollstuhl sitzt.

11., 12., 13., 23., 24., 26. Feb.

DIE REPRÄSENTINNEN

Keller der kleinen Künste
Buttermelcherstr. 18 | 20 Uhr
Tickets: Abendkasse

Die Gruppe Regie als Faktor hat Werner Schwabs Vergangenheit als bildender Künstler ausgegraben, in der er mit Ingeborg Orthofer einen Bauernhof kaufte und dort aus Fleisch, Knochen und Tierkadavern verwesende Skulpturen schuf. Bekannter sind Schwabs Dramen, die ihre Blütezeit in den Neunzigern hatten. Amelie Haller, Marie-Sophie Ernst, Lisa Grinda und Dominik Frank verrühren sämtliche Zutaten aus Schwabs Schaffen zu einem Gesamtkunstwerk. Drei Schauspielerinnen in drei Vitri-nen verkörpern drei Visionen. Der Abend will eine Ausstellung sein, die auch Theater sein könnte, oder ein Stück, das mit viel gutem Willen auch als Kunst durchgeht. Sie suchen den Radikalismus der Achtziger, und nach den früheren Produktionen der Gruppe zu urteilen, werden sie garantiert zumindest etwas Extremes finden.

16. bis 21. Feb.

GERMANIA I–III

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20 Uhr
Tickets: 0152 05435609
www.pathosmuenchen.de/tickets

Stefan Kastner lädt zum Triple-Feature ein und zeigt alle drei Teile seiner »Germania«-Trilogie, in der recht sinnfrei Historie, Philosophie und Musik in einen Topf geworfen und kräftig umgerührt werden. Ein Kessel Buntes sozusagen, in dem hanebüchene Albernheiten mit real existierenden Personen, charmanten Musikalien und verstiege-nen Gedankenschwurbeleien konkurrieren. Im ersten Teil »Dinkelhofen« werden Rainer Langhans und Daniel Cohn-Bendit zu Brüdern gemacht und Letzterer soll Bayern vor der großen Flutkatastrophe retten. Der zweite Teil »Paradiso« spielt vernünftig mit den Eitelkeiten und Absonderlichkeiten des Opernbetriebs und im Finale »Die Heimkehr« rennt der fabelhafte Dominik Wilgenbus, der schon als Opernintendant und Table-Dance-Bar-Besitzer Bubi Bachmaier erfreute und der verlässliche musikalische Fels in der unruhig brandenden Fantasiewelt Kastners ist, als Anführer der Markomannen auf dem Weg nach Rom alles nieder, stolpert dabei regelmäßig durchs Planschbecken und kommt doch nur bis Salzburg.

Hündchen Piefke ist immer dabei

Greulix Schrank und Sebastian Hofmüller machen aus »Pünktchen und Anton« ein witziges Live-Hörspiel.

GABRIELLA LORENZ

Der Reiz eines Live-Hörspiels liegt darin, dass es auch was zu schauen gibt. Denn man sieht ganz offen, welche Mittel und Instrumente die Klänge und Geräusche erzeugen. Da wird keine Illusion hergestellt, sondern die Imagination angefacht. Der Musiker Greulix Schrank (so einen Künstlernamen muss man erst mal finden) hat schon viele Schauburg-Aufführungen mit seinem Sound und Rhythmus belebt. Er und der Schauspieler Sebastian Hofmüller erzählen jetzt Erich Kästners Kinderbuch-Klassiker »Pünktchen und Anton« als Live-Hörspiel für Kids ab 7.

Im kleinen Studio unterm Dach der Schauburg kann man den Akteuren genau auf die Finger sehen: Für die Percussion braucht's manchmal nur Ratschen, der Schlagzeug-Besen reibt sich auch mal auf einem kleinen

Holzkasten. Der hat zwei Türen, die werden auf- und zu gemacht, wenn jemand kommt oder geht. Mundharmonika, Schellen, Pfeifen, Bassgitarre und eine kleine Spielzeug-Drehorgel ersetzen ein Orchester. Alles ist live, nur die urbayerische Stimme des gemütlichen Wachtmeisters kommt vom Band.

Schrank und Hofmüller lesen, springen zwischen den Rollen und spielen die Figuren an, mit wechselnden Stimm-lagen, Dialekten und lebhafter Mimik. Der langhaarige Greulix Schrank bläht sich auf zur dicken Berta und fällt ob der Leibesfülle der Haushälterin fast vom Hocker. Er verwandelt sich auch schmal und spitzmündig in Pünktchens Mutter, eine reiche Society-Zicke. Und in das patente Pünktchen, das nachts heimlich mit seinem Kinderfräulein betteln geht, damit

die alte Jungfer ihrem Gauner-Liebhaber Geld geben kann. Sebastian Hofmüller kann den vernünftigen Vater genauso überzeugend wie Pünktchens besten Freund Anton, der für seine arme, kranke Mutter auf der Straße Streichhölzer verkauft. Und schließlich Pünktchens Familie vor einem Einbruch rettet. Das witzigste der wenigen Requisiten ist das weiße Hündchen Piefke, das – stumm und aus Stoff – quasi die Story kommentiert. Diese entzückende Stunde macht auch Erwachsenen Spaß. ||

PÜNKTCHE UND ANTON

Schauburg | 11., 12. Feb | 15 Uhr | 13., 20.
Feb. | 16 Uhr | 18. Feb. | 9.15 und 10.30 Uhr
Tickets: 089 23337155 | theater@schauburg.net



Sein Leben ist nur ein Modellflug: Norman Hacker als Otto
© Thomas Dashuber

Der Traum vom Fliegen

David Bösch entdeckt die Menschen in Kroetz' Kleine-Leute-Drama »Mensch Meier«.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Der Kugelschreiber ist schuld. Nicht irgendein Kugelschreiber, nein, der Pelikan Mercator Super für sage und schreibe 28 Mark und 70. Hat der Chef sich den beim Rundgang in der Firma ausgeliehen und einfach eingesteckt! Und Otto Meier hat sich nicht recht getraut, ihn zurückzufordern; also er ist schon hin, aber da war der Chef nicht da, und dann später wusste er nicht ... Jedenfalls muss er immer an ihn denken, den Pelikan Mercator Super, und deswegen wird das nichts mit dem Beischlaf mit Martha, seiner Frau. Und auch sonst hält das Leben außer einem Familienausflug zum Löwenbräu nicht viel bereit für Otto, der am Fließband Autos zusammenschraubt und so schlecht nicht verdient.

Allerdings: Proletarierstolz sucht man in Franz Xaver Kroetz' 1978 uraufgeführtem »Mensch Meier« vergeblich. Dieser Meier ist ein Kleinbürger, der sich am

liebsten aus seiner Haut rausschneiden würde. Deswegen soll Sohn Ludwig auch was Besseres werden: Zahntechniker, Bankkaufmann oder Steuergehilfe. Denn »Arbeiter kann ein jeder sein, das ist keine Kunst«. Blöd nur, dass Ludwig die von den Eltern favorisierten Lehrstellen nicht bekommt, daheim rumgammelt und eh nichts anderes als Maurer werden will.

David Bösch inszeniert dieses sicher verzweifelt komischste aller Kroetz'schen Kleine-Leute-Dramen mit einem liebevollen Blick zurück, den Patrick Bannwart aufgegriffen hat: eine Schrankwand-Wohnungshöhle im Marstall hat er aufgebaut und mit jeder Menge 70er- und 80er-Jahre-Requisiten angefüllt. Cátia Palminha steckt Otto und Martha in Klammotten und Schuhe, die schon vor 40 Jahren nicht eben cool waren. Doch gerade dadurch wirken sie irgendwie zeitlos. Hier und da baut Bösch ein Slapstickmoment oder auch mal eine Albernheit ein, aber ohne dass die Meiers zu Knallchargen werden. So eindringlich hat man Norman Hacker selten gesehen. Sein Otto könnte ein Cousin von Bürgermeister Gerry aus »Braunschlag« sein. Zumindest lauert immer eine Spur Melancholie hinter dem kleingeistigen Biedermann. In seinen Kugelschreiber- und Wirtshausrechnungs-Suadas

wird sinnloses Gerede zu großer komischer Kunst, man meint, hier hätte gar die Valentinsche Logik Kroetz den Stift geführt. Geradezu rührend aber tanzt Hackers Otto aus seinem kleinen Leben mit dem Modellflugzeug in eine Traumwelt, in der der kleine Mann aus Giesing Rang und Namen im Modellsegelflugzeugsport hat.

Marcel Heupermans pickliger »Problem-teenager« Ludwig sabotiert die Aufsteigerträume der Eltern durch Trägheit und besiegt den ausrastenden Vater mit einem stoischen Blick, als der ihn mit einer Leibesvisitation demütigt. Er geht als Erster. Katharina Pichlers Martha terrorisiert den im Klappbett vor sich hin rottenden Sohn mit Staubsaugerlärm und Mutterliebe und zeigt selbst dann noch einen Rest von Zuneigung und Loyalität, als sie Otto verlassen hat und in ein selbstständiges Leben aufgebrochen ist. Otto bleibt nur der Fernseher. ||

MENSCH MEIER

Marstall | Marstallplatz 5

13., 23., 27. Feb. | 20 Uhr | Tickets: 089 21851940 www.residenztheater.de

Quatsch kommt von Quatschen

Im Marstall widmet sich Jürgen Kuttner in seiner Identitätsrevue »Das Chamäleon« dem Ich – und quasselt Kollegen wie Publikum dusselig.

SABINE LEUCHT

Das Prinzip des Abends offenbart sich schon vor dessen Beginn: Ein Songschnipsel dudelt in Endlosschleife in den Zuschauerraum. Abgehackte Worte, eine immer gleiche, in Masse dusselig machende Tonfolge: Auch wenn Jürgen Kuttners aktuelle Produktion unter dem semiintellektuellen Label »Diskursrevue« in den Marstall eingefallen ist und mit ihrem Untertitel »Wer ›Ich‹ sagt, lügt schon mal« frei und leicht schräg auf einen Adorno-Satz anspielt: Inhaltliches ist in »Das Chamäleon« allenfalls tertiär. Stattdessen regieren Klamauk, Trash-Ästhetik und ein quirliges Desinteresse an allen selbst aufgetischten Themen. Es gibt Publikumsunterweisungen in Bezug auf revue-affines Klatschen und Lachen, eine Lesung aus »Brehms Tierleben«, bei der das Wort Chamäleon mit »Opportunist« überschrieben wird – und einen selbstverständlich dauerquasselnden Conférencier, der schneller spricht, als sein Schatten zappelt. Und das will was heißen.

Der in München durch seine Resi-Inszenierungen (teils gemeinsam mit Tom Kühnel) und



Das Ensemble maskiert sich | © Konrad Fersterer

die »Videoschnipselabende« an den Kammerspielen bekannte Berliner, der auch als Autor und Regisseur dieses präkarnevalesken Treibens firmiert, schafft es auch diesmal wieder, ein paar wenige listig-kluge Gags in seinem Redefeuwerk zu verstecken. Und es ist schon recht putzig, wenn er sich in Tarnkleidung vor einer der bunten Schiebewände unsichtbar zu machen versucht, die anfangs munter auf der Bühne hin und her fahren, um bis zu drei maskierte und behütete Figuren mal zu entblößen und dann wieder wegzuwischen. Diesem meditativen Treiben – akustisch ergänzt durch Stimmen aus dem Off – hätte man ewig zuschauen können. Dann jedoch enterte der goldglänzende Entertainer die Bühne und präsentierte allerlei Identitäts-Diebe, -Verwirrer und -Verwirrte, die auch als Zeitgenossen der omnipräsenten virtuellen Realität gänzlich altmodisch mit Masken und Stimmklau operieren. Vor

allem aber präsentierte er sich selbst: Kuttners Marken-Ich zwang ihn dazu, doch wieder einige Videoschnipsel und zum Schluss auch eine vernünftig-schräge Schlagercollage zu zeigen. Sein Charme trieb ihm bei der Zweitvorstellung ein paar tolle Saalkandidaten zu. Und für den Rest sorgten die Resi-Schauspieler Genija Rykova, Gunther Eckes und Arthur Klemt. Als Reenactment-Gruppe »Selber Machen« zappeln sie durchaus gekonnt durch eine Playbackszene des Kultfilms »Fight Club«, Klemt leiht sich die Stimme von Christian Brückner aus der Lesung des Kommunistischen Manifests für Antworten von Robert de Niro auf Kuttner-Fragen – und alle helfen einander mit falschen Schnauzern aus. Auch wenn ihnen das augenscheinlich Spaß macht: Mehr als putzig ist das nicht und eigentlich eine Vergeudung der »einheimischen Rohstoffe«, aus denen Kuttner nach eigenen Worten seine Show zu basteln gezwungen war. ||

DAS CHAMÄLEON: WER ›ICH‹ SAGT, LÜGT SCHONMAL

Marstall | 14., 22., 30. März | 20 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

B' jazz BURGHAUSEN

BURGHAUSEN KULTUR INTERNATIONAL JAZZ

47. INTERNATIONALE

JAZZWOCHENBURGHAUSEN

8. BIS 13. MÄRZ 2016

RON CARTER & RICHARD GALLIANO MEET WDR BIG BAND

BETTIE LAVETTE · THE STANLEY CLARKE BAND

ELECTRO DELUXE BIG BAND · SANGOMA EVERETT TRIO

FRANCO AMBROSETTI ALL STARS · HILDEGARD LERNT FLIEGEN

GUILLAUME PERRET & ELECTRIC EPIC · PHILIPP FANKHAUSER

LES LAPINS SUPERSTARS · CAROLYN WONDERLAND · JAZZANOVA

KIRK LIGHTSEY · PAUL ZAUNER · FINALE NACHWUCHS-JAZZPREIS U.A.

bayernwerk PARTNER DER 10 JAZZ BURGHAUSEN

Sparkasse Altötting-Mohldorf

Ticket-Hotline: 0 86 77 / 91 64 63-33
Tickets & Infos online: www.jazzwoche.com

»Liebe mich! Wiederhole mich!«

In neuen Räumen dokumentiert Alexej Sagerer das Sterben eines Freundes – auf dessen Wunsch.

SABINE LEUCHT

Im Verb »wiederholen« steckt die Sehnsucht nach dem Zurückholen. Vielleicht sogar die nach Ewigkeit? Da widerspricht Alexej Sagerer, dessen »Liebe mich! Wiederhole mich!« am 24. Februar Premiere hat: »Ewigkeit ist ein Irrtum. Die Wiederholung als Sache kann man nicht beim System lassen. Es gibt auch nur konkrete Liebe und keine ewige. Denn was lebendig ist, kann kaputtgehen.« Wenn der große Widerständige der freien Münchner Theaterszene »System« sagt, meint er vor allem die Repräsentation: Die Idee, eines könne stellvertretend auf etwas anderes verweisen – das Diesseits auf das Jenseits. Vorgespielter Sex auf realen. Oder das Als-ob auf das Leben.

Sagerers Theaterabende handeln nicht von etwas. Sie stehen im Raum als das, was sie sind. Diesmal ist der Raum »Die Säulenhalle« in der Arnulfstraße 62. Ein neuer Ort, auf den Sagerer »gestoßen« ist; Experimentier- und Aufführungsort in einem und – auch das ist wichtig – maximal weit weg von allem, was in München Institution heißt und verwaltet werden könnte. Ein Kleinod.

Eines wie Johannes Oppenauer, der als einer von drei imposanten Verzehrern in Sagerers »Voressen« von 2009, aber auch schon in »Reine Pornografie« oder als Bierverstoffwechsler in »Reines Trinken – Gottsuche« zu erleben war. Ein Theater-»Tarzan« und knorriger Oberpfälzer wie Sagerer selbst, der engste Kontakte zu »Oppe's Bistro« und den Nutten im tschechischen Cheb unterhielt und es im Oktober 2012 zuwege brachte zu sterben, ohne sich von einer Ex-Geliebten »totpflegen« zu lassen oder vor der »kirchlichen Repräsentationskiste einzuknicken«. Stattdessen heiratete der kranke alte Mann eine 18-Jährige, fickte viel und beschloss, sein Sterben mit Sagerers Hilfe postum auf die Bühne zu bringen.

Der nennt die Dinge bei Namen, die in der politisch korrekten Gegenwart wie Geschosse einschlagen: Huren, Zigeuner, Underdog, Bruchbude. Aber es ist kein Urteil damit verbunden. Im Krankenhaus in Amberg waren laut Sagerer »die Bestrebungen, das Sterben aus dem Leben rauszunehmen« allgegenwärtig.

In Oppenausers Zuhause schliefen Sohn und Frau auf dem Boden neben dem Sterbett und Sagerer filmte – einen Tag vor, einen Tag nach dem Tod seines Freundes – und währenddessen. Richtete den Leichnam vor der Tapete mit Meerblick auf, kam ihm mit der Kamera immer näher und stellte her, was er dessen »letzte Spur« nennt – eine »Präsenz«, die sich nun auf der Bühne weiterschreiben soll. Dort geht es wie bei der Verwandlung eines Pferdekadavers in »Weißes Fleisch« um »die Auflösung einer Form und die Entstehung einer neuen«. Ein weiteres reines Diesseits-Ritual; körperlich wie das Aufgehen von Nahrung in Bauchfett, Energie und Fäkalien. Und alles bleibt erhalten: »Man ist unsterblich dadurch, dass man lebendig war«, sagt der Mann, der 1969 sein »Prozessionstheater« (proT) gründete. Und: »Man tritt ins Leben und nie mehr raus.«

Von dem Ereignis, das am 24. Februar ins Leben tritt, stehen einen Monat vorher nur die

Koordinaten: Der Ort, der Film und die Notwendigkeit, ihn mit nackten Frauenkörpern zu konfrontieren, weil das dem Sterbenden wichtig war. Den Tod mit dem prallen Leben, die größtmögliche Entfernung mit der körperlichen Nähe der Performerinnen Stephanie Felber, Judith Gorgass und Anja Uhlig. Es wird auch ungeheuer wichtig sein, wie sich diese Elemente räumlich und zeitlich zueinander verhalten. Wie und was dabei tönt und ob man diesmal Worte benötigt. Weitere Fragen rühren sich nach dem Gespräch. Aber schließlich wird es doch wieder nur darauf ankommen, sich diesem »unmittelbaren Theater« auszusetzen wie dem Leben. ||

LIEBE MICH! WIEDERHOLE MICH!

Die Säulenhalle | Arnulfstr. 62
24., 26., 27. Feb. | 20.30 Uhr | Tickets:
www.proT.de



Johannes Oppenauer wollte bis zuletzt gefilmt werden | © Johannes Hasinger



Gerd Lohmeyer als knorriger Wenzel | © Rolf Metzner

Pandämonium einer kaputten Zeit

»Cherubim« im Metropoltheater – ein hinreißendes Solo von Gerd Lohmeyer.

HANNES S. MACHER

Restlos ausgemergelt ist er. Ein Leben lang hat Wenzel als Knecht hart arbeiten müssen. Nichts wurde ihm erspart. Man sieht es diesem bucklig gewordenen Underdog auch an. Im ausgebeulten Anzug, auf einen Hacklstecken gestützt, durchmisst er, langsam und bedächtig humpelnd, seine kleine, enge Welt, die karge, steinige Gegend seiner oberpfälzischen Heimat. Ein wenig Ruhe ist ihm nur auf ein paar (symbolisch entwurzelten) Baumstümpfen vergönnt. Aber zäh, wie er ist, hat er

sich zeitlebens durch nichts und von niemandem unterkriegen lassen. Darauf ist er auch sichtlich stolz.

Ebenso knorrig wie poesievoll, wunderschön melancholisch und doch reichlich hinterkünftig-verschmitzt berichtet Wenzel von seinem Leben, von den wenigen Höhen und den vielen Tiefen zwischen der Armut im Elternhaus und der rigiden katholischen Erziehung im Kloster, zwischen der Fronarbeit auf verschiedenen Bauernhöfen und dem Wunsch nach Anerkennung und Geborgenheit, zwischen Ehe tragödien und den traumatischen Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg.

Schnörkellos, unaufgeregt und undramatisch – und deswegen umso berührender – ist das alles von dem 1960 in Waldsassen geborenen Oberpfälzer Autor Werner Fritsch in seiner an Herbert Achternbusch erinnernden Erzählung »Cherubim« aus dem Jahre 1987 aufgeschrieben. Und Gerd Lohmeyer destil-

lierte daraus im Metropoltheater (in Steffi Beiers Regie) einen großartigen Monolog, der ganz gewaltig unter die Haut geht.

Nicht nur die Gedanken und die Gefühle einer geschundenen Kreatur zeigt Gerd Lohmeyer hier höchst authentisch, sondern er beschwört damit auch außerordentlich lebendig das Pandämonium von Wenzels kaputter Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und den 1950er Jahren. Ein ebenso eindringlich präsentiertes wie ungemein beeindruckendes Psychogramm eines Außenseiters, kunstvoll verpackt in 80 Minuten Geschichte von unten. Ein Theatererlebnis, das in den Bann zieht. ||

CHERUBIM

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 27.–29. Feb., 8., 9. März | 20 Uhr (So 19 Uhr) | Tickets: 089 32195533 | info@metropoltheater.com

Alltägliches mal ganz aufregend

Sprudelnder Ideenreichtum, ungebremste Lebenslust – die Artisten-Show »Machine de Cirque« im GOP.

MARIAN MEIDEL

Der rote Samtvorhang ist noch geschlossen, Kellner schwirren umher, Gläser klirren im Stimmengewirr, da wird es plötzlich dunkel im Variété. Die Stille tritt so abrupt ein, als hätte jemand die »Stop«-Taste gedrückt. Ein Spotlight klebt an einem unscheinbaren Randfleckchen in Eingangsnähe, schält dort eine schrullige Figur aus dem Dunkel – ein Mann wie aus einem Cartoon. Ein dürrer, schlaksiger Brillenträger mit unmodischer Fliege. Eine Gestalt, wie man sie imaginieren könnte, wenn man beklüfft seine Steuererklärung machte. Unge-

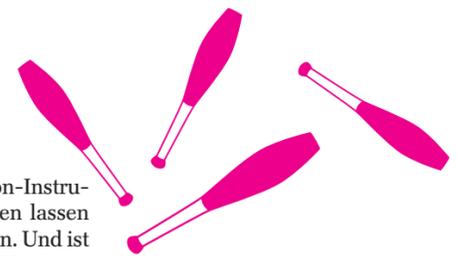
lenk stakst der Fliegenmann Richtung Vorhang und schwingt sich am Bühnenrand auf ein modifiziertes Heimtrainer-Fahrrad. Ein ausgeklügelter Seilzug-Mechanismus (zumindest sollen wir das glauben) sorgt dafür, dass jeder Tritt in die Pedale den Samt ein Stückchen weiter teilt.

Ein verschmitztes Understatement, dieser Auftakt. Denn was folgt, ist ein atemloses Feuerwerk irrwitziger Einfälle, spektakulärer Akrobatik und minutiös choreografierter Komik. Obwohl von einem narrativen Rahmen nicht die Rede sein kann, lassen Ausstattung und Kostüme doch von all dem Rauch auf ein klar definiertes Feuer schließen: Wir befinden uns in einem postapokalyptischen Szenario. Die Zivilisation ist dahin. Übrig sind noch ein paar Maschinen und ein Haufen einstiger Alltagsgegenstände, für die es in der neuen Welt keine Verwendung mehr gibt. Fast keine. Denn die zehn quirligen Artisten verleihen ihnen einfach eine neue Funktion. Aus alten Kartons

werden im Handumdrehen Percussion-Instrumente, auf abgesägten Leitungsrohren lassen sich beschwingte Bass-Klänge zaubern. Und ist mal kein passender Gegenstand zur Hand, tut es auch der eigene Akrobatenkörper. Zum Beispiel, wenn eine Dame aus dem Publikum entführt wird, um auf der Bühne ein romantisches Rendezvous im Schnelldurchlauf zu durchleben. Da nehmen die Künstler selbst flugs Sitzmöbel- und Tischform an, verknoten sich am Ende gar zu einem Motorrad, das sie brummend zum Leben erwecken. »Machine De Cirque« ist witzig, sexy, aufregend. Also alles, was am Nouveau Cirque toll ist. ||

MACHINE DE CIRQUE

GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47
bis 13. März | Fr, Sa 17.30 und 21 Uhr | So 14.30 und 18.30 Uhr | Mo–Do 20 Uhr | Tickets: 089 210288444 | www.variete.de



Anzeige

Wir verleihen Ihren Drucksachen Flügel!

ulenspiegel print media partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspigeldruck.de



Sie zwingt ihn zur Liebe: Barbara Wussow und Peter Bongartz | © Loredana LaRocca

Midlife-Partner

Barbara Wussow und Peter Bongartz suchen »Glück – Le Bonheur« in der Komödie im Bayerischen Hof.

HANNES S. MACHER

So ganz erfüllend oder gar erotisch flirrend war die Liebesnacht von Louise und Alexandre wohl nicht. Zumindest lässt die Bestsellerautorin ihren frisch erkorenen Lover nach dem One-Night-Stand nicht mehr aus ihrer Wohnung. Da capo ist angesagt. Doch Alexandre tischt alle (un-)möglichen Argumente

auf, um türmen zu können, bis er sich eingestehen muss, dass er ihn doch die Liebe zu Louise gepackt hat. Problem ist nur, dass Alexandre – natürlich unglücklich – verheiratet ist. Aber die Scheidung lässt nicht mehr lange auf sich warten. Pech ist freilich auch, dass der lebenswerte Schwindler nach der Hochzeits-

Intimes aus der Rikscha

Promis plaudern auf einer musikalischen Radltour mit André Hartmann im Hofspielhaus.

GABRIELLA LORENZ

Als Musikkabarettist ist André Hartmann es gewohnt, kräftig in die Pedale zu treten. Das tut er nun auch im Hofspielhaus, das Christiane Brammer im Herbst eröffnet hat. Da sind es aber nicht nur die Pedale des Klaviers, sondern auch die einer Fahrrad-Rikscha. André Hartmann und Christiane Brammer haben ganz speziell für diese neue Klein(kunst)bühne ein »Rikscha Sightseeing von A-Z« erfunden. Darin schlüpft er in die Rolle eines erfolglosen Pianisten, der sein Geld als Rikscha-Fahrer verdienen muss. Und so einige Prominente durch München kutschiert hat. Die lässt er mit skurrilen Geschichten aus den letzten 16 Jahren lebendig werden, wie den verstorbenen Modezaren Rudolph Moshhammer samt Hündchen Daisy. Zu ihm gesellt sich Franz Beckenbauer – insgesamt zwölf Fahrgäste befördert der Rikscha-Radler in seinem Soloprogramm.

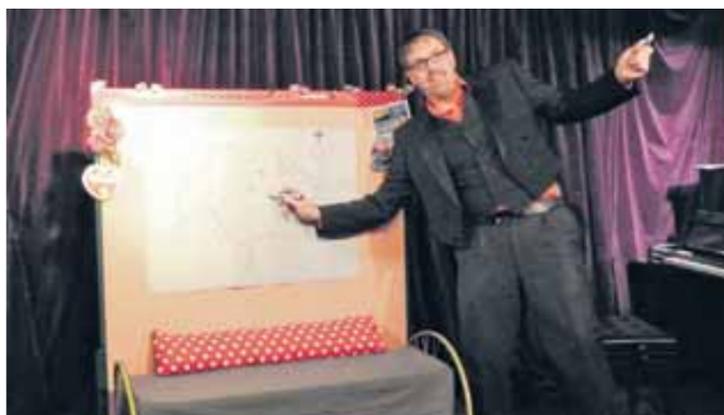
Hartmann arbeitet mit Christiane Brammer schon seit den 1990er-Jahren zusammen, deshalb war es für ihn Ehrensache, sie im Hofspielhaus zu unterstützen. Sie hatte die Idee zur theatralischen Rikschatour, inspiriert von den Rikscha-Fahrern, die vom Marienplatz vertrieben werden sollen. Gemeinsam haben sie daraus einen Abend entwickelt, den Brammer inszenierte. Für Hartmann war das eine neue Herausforderung: »Es ist keine Stand-up-Comedy, sondern ein festgeschriebenes Theaterstück. Ich erzähle eine klare Geschichte, die auch mal ins Melancholische geht.«

Die bunte Mischung der Passagiere richtete sich danach, was Hartmann als Imitator draufhatte (»ich kann ja nicht alles«), wer sich in den Plot einfügen ließ und heute noch Bekanntheitswert hat.

Natürlich ist der radlbegeisterte Alt-OB Christian Ude dabei, den Hartmann schon so oft verkörpert hat, dass er ihn fast als Alter Ego empfindet. Mit ihm diskutiert er in der Rikscha über Griechenland, Hochhausbau in München und Trambahnen. Bundeskanzlerin Angela Merkel nimmt mal Platz, auch Udo Lindenberg und ein chinesischer Star-Pianist. Selbst ein früherer Papst steigt ein – nein, nicht Ratzinger.

Auf die 6-Quadratmeter-Bühne passen gerade das unverzichtbare Klavier und eine Rikscha-Attrappe. Die Zielorte würde man nicht auf Anhieb mit den Personen verbinden. Moshhammer fährt nicht über die Maximilianstraße, Jogi Löw lässt sich nicht zum Stadion radeln, sondern durch die Einsteinstraße, und Boris Becker wird nicht vom Tennis court, sondern von der Wiesn abgeholt.

»Ich spiele die Geschichten so nach, wie ich sie angeblich in den letzten 16 Jahren erlebt habe«, sagt Hartmann. Das ist also jüngste Stadtvergangenheit. Aber auch die Historie spielt mit: Wer hat dem Karolinenplatz, der Arcisstraße und dem Gondrellplatz ihre Namen gegeben? Warum heißt ein bayrisches Gericht Böfflamott? Das stammt aus den napoleonischen Kriegen vom französischen Boeuf à la mode (genauso wie übrigens das Potschamperl von Pot de chambre und der Lackl vom rüpelhaften General Melac).



Als Rikscha-Fahrer hat André Hartmann seinen eigenen Stadtplan | © Hofspielhaus

zeremonie seiner nun angetrauten Gattin Louise beichten muss, dass seine inzwischen geschiedene Ex von ihm schwanger ist.

Der französische Erfolgsautor Eric Assous hat mit »Glück – Le Bonheur« keine Boulevardkomödie mit rührseligem Happy End geschrieben, sondern ein mit viel Lebensweisheit und witzigen Dialogen versehenes intellektuelles Dramolett über das Befinden der Ü-50-Generation in puncto Liebe, Sex und neuer Partnersuche. Und wenn das besetzt ist mit Barbara Wussow, die als ebenso patente wie selbstbewusste Single-Frau einige wunderschöne melancholisch-romantische Anflüge hat, und dem charmanten Peter Bongartz, der als Schwerenöter in der Midlife-Crisis mit herber, rauher Stimme und gestreichen Macho-Statements argumentiert, dann avanciert dieses amüsante Zweipersonenstück in der ungemein flott abschnurrenden Inszenierung von Michael Wedekind zweifellos zum Publikumsrenner.

Der Schock kam nach dem frenetischen Schlussapplaus: Bühnenbildner Thomas Pekny, der für diese Aufführung eine hübsch gestylte Wohn-Schlafzimmer-Landschaft mit integrierter Küchenbar entworfen hat, teilte mit tränenerstickter Stimme mit, dass Margit Bönisch, seit 1992 Prinzipalin der Komödie im Bayerischen Hof, kurz vor der Premiere im Alter von 73 Jahren verstorben ist. Die Premierefeier geriet zur Trauerfeier (s. Nachruf rechts). ||

GLÜCK – LE BONHEUR

Komödie im Bayerischen Hof

bis 12. März | Mo–Sa 20 Uhr | So 18 Uhr
20. Feb. | 16 und 20 Uhr | Tickets: 089 292810
www.komodie-muenchen.de

Trauer um Margit Bönisch

Die Chefin der Komödie schaffte im Boulevard die Balance zwischen Anspruch und Kommerz.



Theaterleiterin Margit Bönisch | © Loredana LaRocca

Fröhliche Theaterbesucher, Küsschen links, Küsschen rechts, zahlreiche Fotografen, die Bilder von den Promis schossen. Es war eine besondere Premiere in der Komödie im Bayerischen Hof mit dem Boulevardrenner »Glück«, den die Hausherrin Margit Bönisch mit dem Slogan bewarb: »Das größte Glück ist die Besetzung mit zwei zu Recht gefeierten Schauspielgrößen.« Der Schlussapplaus war frenetisch. Bis Thomas Pekny vor den Vorhang trat, um mitzuteilen, dass seine Lebensgefährtin, die Prinzipalin des Theaters, am Nachmittag verstorben war. Niemand außer ihm wusste bis dahin davon. Tief betroffen legten die Protagonisten der glanzvollen Aufführung ihre Blumensträuße zur Seite und verließen die Bühne, während viele Kollegen im Parkett, die früher zum Ruhm des Hauses beigetragen haben, sich in die Arme fielen.

Margit Bönisch war eine Ausnahme-Theaterleiterin, die stets mit großem Gespür und rastloser Energie dem gehobenen Boulevard verpflichtet war. Über zweieinhalb Jahrzehnte prägte sie als Direktorin das traditionsreiche Haus am Promenadeplatz mit Aufführungen, von denen manche Theatergeschichte schrieben, wie »Butterbrot« mit Heiner Lauterbach und Uwe Ochsenknecht. Sie präsentierte in Komödien der besten Boulevard-Autoren Europas und der USA prominente Publikumsliebhaber: Johannes Heesters, Joachim Fuchsberger, Susanne Uhlen, Michaela May, Uschi Glas, Nikolaus Paryla, Jochen Busse und viele andere.

Geboren 1942 in Kunewald im Sudetenland, gründete sie als vom Theatervirus infizierte 1974 die »Münchner Tournee«, mit deren Aufführungen Bühnenstars wie Paula Wessely, Elisabeth Flickenschildt, Marianne Hoppe und Maria Wimmer das Publikum in Deutschland, Österreich und der Schweiz begeisterten. 1992 übernahm Bönisch die Komödie im Bayerischen Hof, renovierte geschmackvoll die Räume und das Programm. Subventionen bekam sie nie von der Stadt, aber 2011 die Medaille »München leuchtet«. »Wir alle wissen, wie schwer »leichte« Kunst fallen kann, wie schwer sie zu realisieren und zu finanzieren ist«, so Laudator Christian Ude. »Was Sie auf die Bühne gebracht haben, ist beachtlich.« Für diese Saison versprach die Intendantin »ein abwechslungsreiches Spielplanangebot« mit besonderen Attraktionen – unter dem Motto »Vorhang auf!«. Am 27. Januar, vor der Premiere von »Glück – Le Bonheur«, hat sich für Margit Bönisch der Vorhang geschlossen. Sie hinterlässt eine tiefe Lücke und die Sorge, wie es mit dem Haus weitergehen wird. || hsm

RIKSCHA SIGHTSEEING VON A-Z

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 25., 26. Feb.
20 Uhr | 6., 20. März | 18 Uhr | Tickets: 089
24209333 | www.hofspielhaus.de

Schnitzeljagd mit offenem Ende

Beim Brechtfestival fragen Augsburger Theatermacher nach dem Verhältnis der Stadt zum berühmten Sohn.

WILLIBALD SPATZ

Klickt man sich durch die Internetseite des Brechtfestivals, möchte man sich immer wieder vergewissern, dass man auch wirklich das Programm 2016 vor sich hat. Denn viele Künstler sind alte Bekannte: Thomas Thieme wird an einem Abend »Baal« und »Das Leben des Galilei« vortragen; die beiden Stücke gab es schon – an zwei getrennten Abenden in zwei verschiedenen Jahren. Auch das »Berliner Ensemble«, Meret Becker und Dominique Horwitz waren schon zu Gast. Man kann dieses Programm als »Best of Brechtfestival« sehen, vielleicht weil Joachim Lang wohl zum letzten Mal der Leiter des Festivals sein wird.

Er kam im Jahr 2010 zu diesem Amt. Jede Ausgabe des Festivals widmete sich einem Schwerpunkt von Brechts Werk. Seit 2013 ging es dabei jeweils um eine bestimmte Schaffensphase, zuerst die Jugend, dann die 20er Jahre, dann das Exil, bis man schließlich heuer Brecht-biografisch bei »Brecht und Deutschland – Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl?« angekommen ist. Damit wäre inhaltlich ein guter Schlusspunkt gefunden.

Spannender als die Gastspiele – die Augsburger freuen sich besonders auf Sophie Hunger, Element of Crime und das Ensemble Modern – waren sowieso immer die Beiträge der lokalen Künstler. Die Projekte des Theaterensembles Bluespots Productions zum Beispiel zeichnet aus, dass für Theateraufführungen unübliche Orte bespielt werden. Sie organisieren im Moment »Die Zentrale« im ehemaligen Stadtarchiv beim Stadt-



Der Zeigefinger gehört zu Brecht: Szene des Berliner Ensembles | © Thomas Eichhorn

markt und geben dem Festival etwas, das ihm bislang abgeht: ein Zentrum für »die Begegnung von Künstlern, Machern und Zuschauern«. So stellt sich das Lisa Bühler vor; sie ist bei der Gruppe verantwortlich für das Projektmanagement. Das ehemalige Stadtarchiv besitzt »einen mysteriösen Muff, der in einem die Entdeckerlust schürt«. Entdecken kann man als Besucher diese Räume jeden Tag, Teil einer Inszenierung werden sie gegen Ende des Festivals. Dann wird »Das große DDR-Spitzel-Spiel« aufgelöst. Man kann sich mit seiner Handy-Nummer anmelden und bekommt fünf Tage per SMS Hinweise auf Orte geschickt, zu denen man sich begeben soll. »Man trifft manchmal Brecht, manchmal nicht. Es ist eine Art Schnitzeljagd«; verrät Lisa Bühler. Wobei es für das Verständnis des Finales nicht schlimm sei, eine Station zu verpassen.

Als Stadtarchivar der besonderen Art betätigt sich auch Sebastian Seidel vom Sensemble-Theater. Sein Stück »Brecht-

burg – Die Stadtratssitzung« ist nicht neu, sondern eine überarbeitete Version von »Plan B« vom Brechtfestival 2012. Sebastian Seidel verwendete dafür Originalprotokolle von Stadtratssitzungen, die sich mit Brecht befassen. Seitdem ist viel Brecht Betreffendes in Augsburg passiert. Ein Container wurde als zweite Spielstätte des Stadttheaters gebaut – die Brechtbühne. Dieser Name war Ergebnis einer heißen Debatte, die als Realsatire durchgeht. Sebastian Seidel erkennt einen »bestimmten Mechanismus, wie in Augsburg Diskussionen ablaufen«. Die neue Version sei »am Anfang ähnlich, nimmt am Ende dann einen anderen Verlauf«. Dass sich der ein oder andere an seinen Redebeiträgen wiedererkennen könne, ist im Sinne des Autors. »Dafür ist Dokumentartheater da.« Als Special Guest tritt Juliane Votteler, die Intendantin des Stadttheaters, auf. Diese Tatsache besitzt durchaus eine gewisse Brisanz. Denn das Stadttheater stellt in diesem Jahr nur Bühnen für Gastspiele. Es gibt keine eigene Brecht-Inszenierung wie sonst.

Über die Gründe kann man spekulieren. Es ist vieles offen, was die Zukunft des Festivals angeht: Wer wird es leiten? Wird es überhaupt nächstes Jahr stattfinden oder pausieren? Wird es vielleicht komplett vom Stadttheater ausgerichtet? Das Theater selbst könnte 2017 schon wegen Sanierungsarbeiten geschlossen sein, also bräuchte man Ausweichspielstätten. Für Sebastian Seidel ist es eine Ironie, dass im Rahmen der Sanierungen die Brechtbühne wohl wieder abgerissen wird. Sicher ist, dass es wieder Diskussionen geben wird und dass diese hervorragendes Material für Sebastian Seidel enthalten werden. ||

BRECHTFESTIVAL

Augsburg | 28. Feb. bis 6. März | Tickets und Information: www.brechtfestival.de

Wenn sich Wahrnehmung verrückt

Die Musiktheater-Performance »Korridor« führt durch Räume die Psychiatrie-Klinik in der Nußbaumstraße.

GABRIELLA LORENZ

Korridore sind die Kommunikationspfade, auf denen Klinik-Patienten sich begegnen. In der Psychiatrie können das Depressive, Schizophrene, Süchtige oder Psychotiker sein. Für Laien sind die verschiedenen Krankheitsbilder nur schwer unterscheidbar. Wer Stimmen hört oder Halluzinationen hat, gilt eben als verrückt. Seine ver-rückte Wahrnehmung bleibt für die Außenwelt meist unverständlich.

Die Frage ist: Was gilt als normal, was nicht – und warum? Für die Veranstaltungsreihe »Was geht? Kunst und Inklusion« des



Regisseurin Caitlin van der Maas | © András Mezei Walke

Kulturreferats hat Caitlin van der Maas gemeinsam mit der Münchner Uni-Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in der Nußbaumstraße ein Musiktheater-Konzept entwickelt, um die Innenwelten der Patienten auch Außenstehenden zu vermitteln.

Ihre Performance heißt »Korridor« und spielt genau da. 50 Zuschauer wandern durch die Klinik, geleitet von drei Schauspielerinnen und drei Sängern. Ihnen assistiert eine Art antiker Chor von fünf Patienten aus verschiedenen Abteilungen. Für dieses Projekt hat die junge Regisseurin aus den Niederlanden im September 2015 Interviews mit 16 Patienten geführt, die ihr Team mit den Medizinern ausgewertet hat. »Wir haben versucht, aus den Gesprächen Erlebnisse der Patienten herauszufiltern. Wir wollen nicht Krankheit nachspielen – das geht gar nicht –, sondern aus den Prinzipien der Krankheit etwas lernen«, sagt Caitlin van der Maas. Die Texte hat sie selbst geschrieben: Am Beginn steht ein Mann vor einer Rose: zu nah, um sie richtig zu sehen, zu weit entfernt, um sie zu riechen.

Das Verhältnis von Körper und Raum und die Wahrnehmung stehen im Zentrum: Über die verschobene Wahrnehmung sucht die Regisseurin die Grenzen des Erklärens und Verstehens. Ein Vorbild war ihr Michail Bulgakows Roman »Meister und Margarita«: »Wenn die Fantasie wie der Pakt mit dem Teufel Wahrheit ist – was ist die Konsequenz?« Deshalb kann man die Geschichten der Patienten nicht mit theatraler Fantasie umsetzen, meint sie. Sie nimmt den Raum, eben den Korridor, als Ausgangspunkt: Jeder Raum hat eine bestimmte Atmosphäre, darauf reagiert man körperlich, das löst Assoziationen aus. Die einstündige Performance konzentriert sich auf das Gehen durch verschiedene Räume, mit bildlichen Situationen für die Wahrnehmung der Besucher. Gesprochen wird wegen der schwierigen Akustik wenig, aber die eigens komponierte Musik von Tom Smith will »musikalisch verbildlichen und ist ein wichtiger Mitspieler«, sagt Caitlin van der Maas.

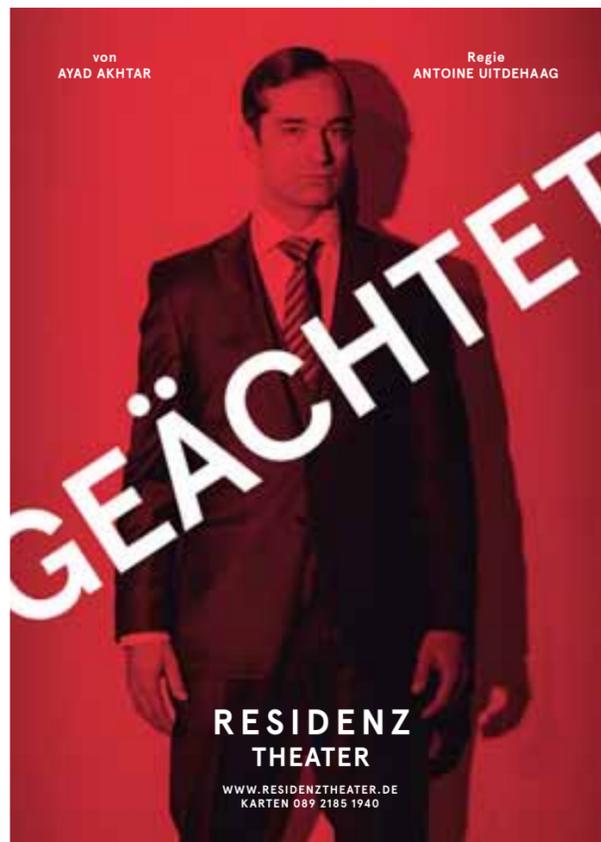
Sie ist Anfang 30, hat in Amsterdam Regie studiert, kam über ein Austauschprojekt an die Hamburger Hochschule und inszenierte dort Szenen aus »Faust«. »Durch Goethe habe ich die Liebe zur deutschen Sprache entdeckt«, sagt sie. »Und es hat mich fasziniert, dass im deutschen Theater die Dramaturgie

immer stimmt.« Als Regieassistentin an den Münchner Kammer-spielen inszenierte sie dort »Dr. Faustus lichterloh« mit Brigitte Hobmeier sowie eine Susan-Sontag-Lesung. Und 2015 ein freies Projekt: Sandra Hüller spielte das Solo »Face Me« einer traumatisierten Frau im aufgelassenen Keller-Swimmingpool einer früheren Textilfirma. Demnächst wird van der Maas dank eines Stipendiums der Berliner Akademie der Künste eine Performance auf dem Berliner Alexanderplatz inszenieren. Aber erst mal will sie Münchner Zuschauer verführen, Hemmschwellen abzubauen und nachzudenken, was wäre, wenn man seine Wahrnehmungs-Prinzipien etwas verschöbe. Die Unterscheidung von normal und verrückt ist immer subjektiv. ||

KORRIDOR

Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie | Nußbaumstraße 7
6., 7., 10., 11., 14., 15., 18.–20. Feb. | 19.30 Uhr | Tickets und Info: korridor2016@gmail.com

Anzeige



Anzeige



Begehbare Geschichte

Im Theatermuseum kann man derzeit die Historie des Gärtnerplatztheaters im wahrsten Sinne des Wortes erwandern. Anlass ist das 150ste Jubiläum des Opernhauses.

GABRIELE LUSTER

Die Installation zu Beginn der Ausstellung steht für die Gegenwart: Vorwiegend darf der Besucher durch einen Bauzaun lugen, durch jenes Requisit also, das derzeit in der größten Stückzahl am Stammhaus eingesetzt wird. Das wird schließlich derzeit generalsaniert. Das Staatstheater als Baustelle, hin und wieder garniert mit Sängern, Tänzern, Musikern auf nacktem Beton oder Gerüst. So startet im Deutschen Theatermuseum die von Stefan Frey kuratierte und von Florian Schaaf gestaltete Ausstellung »150 Jahre Gärtnerplatztheater«. Auch sie ist ein Beitrag zur Jubiläumssaison, die derzeit an allerhand Ersatzspielstätten gefeiert werden muss. Das Museum lockt den Zuschauer nicht nur mit Informationen und Historie, sondern auch mit theatralischen Mitteln und lädt ihn ein zum Hören, Schauen und Staunen.

Wer es geordnet mag, arbeitet sich brav von außen (Bauzaun) nach innen (»Theatersaal«) und von unten nach oben durch. Wer aber das Vergnügen sucht, der schleiche sich hinauf ins hinterste Zimmer des zweiten Stocks und drücke einen Knopf nach Wahl. Wie wär's mit »La Cage aux Folles«?

Drei schwarze Polster laden zum Verweilen ein, und Christoph Marti umflimmert im Surround-Film als glitzernde Diva den Genießenden. Ein weiterer Knopfdruck und die Ballettdamen aus der »Csárdásfürstin« wirbeln um einen herum, oder »Aida« entführt uns in die so moderne wie stimmige Inszenierung von Torsten Fischer im Prinzregententheater (2014).

Schon im Raum davor fühlt sich der Besucher fast wie im Theater: Ein kleiner Salon präsentiert Operettenfotos von 1906 bis 1931, in einer Bauernstube wird dem Volkstheater gehuldigt (1865–1899), und rundherum hängen Kostüme oder zeigen Figurinen den ersten Entwurf. Sogar Karl Valentin ist hier auf dem Radl unterwegs.

Bloß kein Feuerwerk!

Zum Geburtstag beschenkte das Gärtnerplatztheater sich und seine Besucher mit einer kleinen, feinen Operette. Eine Referenz an die Eröffnungspremiere 1865.

MAXIMILIAN THEISS

Ende gut, alles gut: Die drei ungleichen Paare haben zueinander gefunden, die ansehnliche Erbschaft ist gesichert, und überhaupt haben alle aus ihren charakterlichen Schwächen gelernt und vertragen sich wieder. Mit Jacques Offenbachs »Salon Pitzelberger« eröffnete vor 150 Jahren das heutige Staatstheater. Und jetzt, während der großen Heimatlosigkeit in Ermangelung des Stammhauses, nahm es das Ensemble um Josef E. Köpplinger heiter bis ironisch und setzte in der Reithalle zum runden Geburtstag erneut drei Vorstellungen von »Salon Pitzelberger« in einer Neuinszenierung auf den Spielplan. Verlegt wurde die Handlung in einen Münchner Vorort, wo der neureiche Herr Pitzelberger seine noble, gleichwohl hochgradig baufällige Bleibe hat. Um dem Strudel der Dekadenz zu entkommen, lädt er die

Hautevolee der Stadt ein und gibt sich erfolglos Mühe, nicht wie der unkultivierte Kretin zu wirken, der er tatsächlich ist.

Böse Zungen behaupten ja, dass solcherlei Menschen nicht nur in der Operette, sondern gerade im Speckgürtel der Landeshauptstadt besonders häufig anzutreffen sind. Anstatt jedoch die Sozialkritik an den Haaren herbeizuziehen, haben Magdalena Schnitzer (Regie) und Jessica Marquardt (Bühne und Kostüme) eine zeitlose Welt erschaffen ohne bedeutende Bezüge zu unserer heutigen Zeit. Wobei die Inszenierung bei all ihrer Bescheidenheit und Liebeshwürdigkeit fast schon musealen Charakter hat. Es muss ja auch nicht zu jedem Geburtstag ein Feuerwerk gezündet werden. Manchmal reicht auch ein heftiges, 70-minütiges Vergnügen. Mit Tradition, Charme – und Understatement. ||



Die gesamte Musiktheaterpalette bedient das Gärtnerplatztheater – auch mit Musicals wie »Tschitti Tschitti Bäng Bäng« aus der vorletzten Saison
© Thomas Dashuber

Das Münchner Operettentraupaar Gisela Fischer und Rudolf Seibold in Lehárs »Die lustige Witwe«, 1906
© Deutsches Theatermuseum München



Natürlich kann der Neugierige sich auch im großen Saal hinsetzen und im passenden Ambiente einen Theaterbesuch per tönender Bilderschau simulieren. Da begegnet ihm Johannes Heesters als Danilo oder Cornelia Froboess als Eliza Doolittle. Er kann »Into the Woods« schauen, »Gigi« besuchen, die »Kluge« bestaunen oder sich von Awet Terterjans Oper »Das Beben« (2003 am Gärtnerplatz uraufgeführt) erschüttern lassen.

Treppenhaus und Gänge sind mit alten Plakaten und Besetzungszetteln geschmückt, die an zum Teil ausgefallene Stücke

oder legendäre Aufführungen erinnern. Natürlich prangt da »Die lustige Witwe« im Großformat. Ein expressionistisches Plakat von Ernst Kreneks »Jonny spielt auf« von 1928 beweist, dass zeitgenössische Oper – und sei es als Klavier-Potpourri – im Gärtnerplatztheater gepflegt wurde (und wird).

Allerdings nicht zu jenen Zeiten, aus denen die Wochenschau (1943) stammt. Die Vereinnahmung des Operettenhauses durch die Nationalsozialisten wird in der Ausstellung beleuchtet. Da thront Hitler 1937 (nach einem Umbau) bei der Wiedereröffnung mit seiner Lieblingsoperette »Die lustige Witwe« in der Mittelloge, flankiert von Goebbels und Hess. Da verleumdete Briefe an die Gestapo den damaligen Intendanten Fischer wegen seines »unmoralischen« Lebenswandels. Da wird von besonders eifrigen Denunzianten sogar der von Hitler



Auf dem Spielplan auch Ballett und Modern Dance wie »Sacred Space« von Philip Taylor, 2006 | © Ida Zenna

geschätzte Johannes Heesters »als radebrechender Holländer« beschimpft, der viel zu viel Geld verdient. Und da erfährt der Besucher, dass das Ensemble des Gärtnerplatztheaters im Konzentrationslager Dachau für die Wachmannschaften einen »Heiteren Nachmittag« gestaltete.

Dass Lehárs »Lustige Witwe« aus dem Jahre 1905 sofort zu den Lieblingen im Haus am Gärtnerplatz avancierte, beweist ein Bericht aus dem Jahr 1907. Damals stürmten die Münchner Operettenfans den Kartenverkauf zur 150. Vorstellung der »Witwe« und veranstalteten ein Gedränge, von dem berichtet wird: »... selbst Männer wurden ohnmächtig.«

Natürlich informiert die Ausstellung auch über die Entstehungszeit und die Entwicklung des Hauses: so von den Anfängen des bürgerschaftlichen Engagements zur Gründung des »Actien-Volks-Theaters«, dem beim Richtfest 1865 der Zimmermannsspruch »Dem Volk zur Lust und zum Gedeihen« mitgegeben wurde. Ebenso erfährt der Besucher Wissenswertes über die Bauhistorie und kann die Intendanten und Dirigenten Revue passieren lassen.

Per Video gratulieren 150 Damen und Herren: vom Statisten bis zur Diva, von der ehemaligen Tänzerin bis zum Ehrenmitglied, vom Techniker bis zur Verwaltungsmitarbeiterin, vom Ex-Intendanten bis zum Ballettmeister, vom Minister bis zur Zuschauerin. Weil sie alle das Haus lieben und (kritisch) begleiten. ||

150 JAHRE GÄRTNERPLATZTHEATER

Deutsches Theatermuseum | Galeriestr. 4a (Hofgartenarkaden) | bis 10. April | täglich außer Montag, 10–16 Uhr



Keine Angst, die wollen nur singen: Holger Ohlmann als Pitzelberger (mit Turban) und Juan Carlos Falcón als Carlos Rodríguez Parzival Carnéas
© Christian Pogo Zach

Sopran fürs Extreme

Hans Abrahamsen widmete Barbara Hannigan den Gesangszyklus »Let me tell you«. Ein starkes Stück für eine kongeniale Sopranistin, das jetzt auch auf CD erschienen ist.

FRANZ ADAM

Wer Barbara Hannigan live erlebt, darf sich auf Spektakuläres gefasst machen: ein Bühnentier, das die Rollenidentifikation bis zum Äußersten treibt; eine Stimme, die technisch aberwitzige Passagen moderner Vokalmusik meistert, als wären's barocke Koloraturen. Protagonistinnen im Ausnahmezustand, labil, mutig, gefährdet, ekstatisch: Barbara Hannigan ist stets die Frau fürs Extreme. An der Münchner Oper triumphierte sie zuletzt als Marie in Bernd Alois Zimmermanns »Soldaten« (Münchner Feuilleton Nr. 31/2014), jetzt liegt ein Mitschnitt ihres Rundfunkkonzerts aus dem Herkulesaal vom Juli vergangenen Jahres vor. Der dänische Komponist Hans Abrahamsen hat Hannigan den Gesangszyklus »Let me tell you« für Sopran und Orchester gewidmet, den die passionierte Interpretin neuer Musik 2013 mit den Berliner Philharmonikern und Andris Nelsons aus der Taufe hob. Nelsons dirigiert auch die Münchner Aufnahme, diesmal mit den BR-Symphonikern, gewohnt akribisch und souverän.



Barbara Hannigan | © Elmer de Haas

Abrahamsen und Paul Griffiths, von dem die Textvorlage stammt, haben Worte Ophelias aus dem »Hamlet« zu einem halbstündigen Monolog collagiert, der in drei Teilen um Erinnerung (»Let me tell you how it was«), Gegenwart (»Let me tell you how it is«) und Zukunft (»Let me tell you how it will be«) kreist. Erinnern, Erzählen und Musik werden dabei selbst zum Thema, konkrete Inhalte lassen sich nur fragmentarisch rekonstruieren, wie das imaginierte, geliebte Du des Mittel-

teils, das sich seinem Gegenüber wiederum in Musik verwandelt: »Your face is my music lesson and I sing.« Auf dem zentralen Höhepunkt, der darauf folgt, lässt das Du die Stimme wie eine Sonne erstrahlen und zu Licht werden. Das Ende weicht von Shakespeare ab, die Stimme verlässt den Raum und verliert sich im Schnee, was zwar ihren metaphorischen Tod nahelegt, aber: »I will go on.«

Die Grundstimmung der Musik ist elegisch. Das Orchester, verstärkt um Celesta, Harfe, Glockenspiel, Marimba-, Vibra- und Xylofon, schillert in expressiven Farben, verblüfft durch ungewöhnliche Geräuscheffekte (Sandpapier auf Trommelmembran), lässt aber partiell die tonale Basis durchscheinen. Und der Gesangspart durchläuft von der tastenden, stotternden Tonrepetition bis zur ausgedehnten Kantilene eine Fülle von Affekt- und Registerwechseln. Hannigan setzt all dies absolut überzeugend um. Sie führt ihre nicht ungewöhnlich große, aber perfekt fokussierte Stimme instrumental, glatt und geschmeidig noch in den Spitzentönen, mit zurückhaltendem Vibrato, wie eine Oboe. Alles in allem: ein starkes Stück Musik, zugeschnitten auf eine kongeniale Solistin.

In München wird die vielfältig talentierte Mrs. Hannigan Ende April wieder live zu hören und zu sehen sein. Dann tritt sie bei den Münchner Philharmonikern mit einem Ligeti-, Berg-, Fauré- und Strawinsky-Programm auf, wobei sie eine Doppelrolle einnimmt: Als Spezialistin für Musik des 20. und 21. Jahrhunderts wird sie an diesen Abenden auch als Dirigentin in Erscheinung treten. ||

BARBARA HANNIGAN / MÜNCHNER PHILHARMONIKER
Philharmonie im Gasteig | 28., 30. April | 19 Uhr | 29. April 20 Uhr | Tickets: 089 548181400 | www.muenchenticket.de

Ungeschminkt

Wer hören will, wie Georges Bizets ursprüngliche »Carmen« klang, ehe sie ihre noch heute gebräuchliche Fassung übergestülpt bekam, sollte im Februar ins Prinzregententheater gehen.

CHRISTA SIGG

Aufreizend dürfen die Damen schon sein, sogar ein bisschen kokett. Die Herren wollen ja Appetit bekommen. Aber dann wird's schnell heikel, jetzt bloß nicht zu vorwitzig werden – das ist schließlich Sache der Männer. Zumindest nach außen hin. Eine, die nimmt, was ihr gefällt, frei und zügellos, war nicht nur im späten 19. Jahrhundert ein Skandal.

Man muss sich das bei Georges Bizets »Carmen« mit all ihren einnehmenden, mitreißenden Melodien immer wieder vor Augen führen. Da gockelt kein potenter Graf, der nebenbei der Kammerzofe nachstellt, um am Ende – bis sich die nächste Gelegenheit bietet – geläutert zur Gemahlin zurückzukehren. Daran musste man sich exakt hundert Jahre vor der Uraufführung der »Carmen« in Beaumarchais' »Barbier de Séville« und bald darauf in da Pontes und Mozarts »Figaro« zwar auch erst gewöhnen. Aber da stand immerhin der Adel im Mittelpunkt – und die Rollenverteilung war eine ganz klassische, wenngleich mit durchaus kluger Weiblichkeit.

Doch nun also eine Zigeunerin, ein Outlaw, würde man heute sagen, eine Exotin, die zu allem noch vulgär ist, auf Sicherheiten pfeift, die Geschlechterbestimmung ignoriert und auf den Kopf stellt. Ein glutvolles Weib, dunkel natürlich, gesungen von einer Mezzosopranistin und nicht wie in Hauptrollen üblich von einer hell zwitschernden Nachtigall der obersten Stimmetage.

Fraglos war das zu viel der Innovation. Dass Bizet mit seiner modifizierten Opéra comique und diesem deutlichen Gattungsbruch 1875 in Paris einen Reifall erlebt hat, braucht nicht zu verwundern. Genauso wenig, dass sich ein wohlmeinender Freund, Ernest Guiraud, nach dem frühen Tod des Komponisten an entschärfende Veränderungen gemacht hat und etwa die gesprochenen Texte durch Rezitative ersetzte oder die populären Balletteinlagen einbaute. Doch letztlich verhalf diese Verfremdung, man könnte fast sagen Zerstörung, der Oper alsbald zu ihrem rasenden Erfolg.

Die ursprüngliche »Carmen« Bizets herauszuschälen, ist im heutigen, am Ursprünglichen interessierten Musiktheaterbetrieb nichts Ungewöhnliches mehr, dass die Sänger zwischen ihren Arien sprechen, fast wieder Usus. An der Bayerischen Theaterakademie geht man allerdings noch ein paar Schritte weiter und reichert das Ganze mit der um einiges brisanteren, kruderen Novellen-Vorlage Prosper Mérimées an,



Auf Händen getragen: Carmen, die Exotin
© Theaterakademie, Jean-Marc Turmes

aus der ganze Passagen vorgetragen werden. Am Ende steht nun ein neues Konstrukt, eine »Carmen Assassinée«, benannt nach der ermordeten Titelheldin.

Dramaturgin Tamara Yasmin Bauer spricht von einer Expedition, die sich hier vom blutigen Ausgang her entwickelt. Den Studenten wird kein fertiges Stück vorgesetzt, sondern eher eine Materialsammlung, aus der sie sich bedienen dürfen. Oder müssen. Regisseur Christof Nel ist keiner, der mit einem endgültigen Konzept zu den Proben kommt. Vielmehr nimmt er auf, was ihm seine Schauspieler und Sänger anbieten, animiert sie mitzugestalten, Entscheidungen zu treffen. Und im Fall der »Carmen« wird diese Auseinandersetzung zum elementaren Bestandteil des Stücks, denn die »ungeschminkte« Persönlichkeit der Beteiligten, das Reflektieren über die Rolle und das Ungewöhnliche dieser Oper, ihr revolutionärer Stoff wie die Irritationen und damit die Aufführungs- und Rezeptionsgeschichte bestimmen die Produktion.

Das fällt den Studenten nicht ganz leicht, man sieht beim Probenbesuch die fragenden Blicke, das zaghafte Suchen nach der richtigen Position, Bewegung, dem funktionierenden Zusammenspiel mit den anderen. Mancher hätte es wahrscheinlich lieber, Nel würde ihm etwas vorkauen. Andererseits spürt man nach einer gewissen Zeit, dass dieses Einfordern auch zu einer anderen, intensiveren Beteiligung führt, die Sänger mehr und mehr mit ihren Partien verschmelzen und sie zugleich aus der Distanz heraus angehen können.

Und die Musik? Ist Bizet pur und macht durch die fehlenden Rezitative nicht nur den Bruch mit der französischen Operntadition, sondern vor allem die scharfen, für das Werk so entscheidenden Tonartwechsel hörbar. Auch die im Lauf der Zeit erweiterte Orchesterbesetzung wird reduziert, und die Musiker sitzen leicht erhöht. Das führt zu einer Annäherung ans Bühnenpersonal. Und am Ende sollte die Carmencita, dieses Sinnbild der lockenden, verhängnisvollen Femme fatale, als das begreifbar geworden sein, was sie immer war: eine unerhörte selbstständige Frau. Unabhängig vom Topos Spanien, wo Bizet sowieso nie war. ||

Und die Musik? Ist Bizet pur und macht durch die fehlenden Rezitative nicht nur den Bruch mit der französischen Operntadition, sondern vor allem die scharfen, für das Werk so entscheidenden Tonartwechsel hörbar. Auch die im Lauf der Zeit erweiterte Orchesterbesetzung wird reduziert, und die Musiker sitzen leicht erhöht. Das führt zu einer Annäherung ans Bühnenpersonal. Und am Ende sollte die Carmencita, dieses Sinnbild der lockenden, verhängnisvollen Femme fatale, als das begreifbar geworden sein, was sie immer war: eine unerhörte selbstständige Frau. Unabhängig vom Topos Spanien, wo Bizet sowieso nie war. ||

CARMEN ASSASSINÉE
Prinzregententheater, Großes Haus | 18., 20., 24. und 28. Feb. 19.30 Uhr | Tickets: 089 21851970 | www.theaterakademie.de

Anzeige

Metropol THEATER

TERROR

Regie: **Jochen Schölich** **VON Ferdinand von Schirach**

Premiere: 19.02.2016

Mit: Butz Buse, Matthias Grundig, Hubert Schedlbauer, Nathalie Schott, Christoph von Friedl, Dascha von Waberer

Kartenbestellung unter
0 89/32 19 55 33
info@metropoltheater.com
www.metropoltheater.com

Landeshauptstadt München Kulturreferat

Ohne Bild

DIRK WAGNER

Stummfilmexperten wissen: So richtig stumm war der Film eigentlich nie. Dafür sorgte in kleineren Lichtspielhäusern eine Klavierbegleitung, derweil in großen Palästen sogar Orchester die gezeigten Streifen musikalisch ergänzten. Als Paul Hindemith 1921 eigens die Untermalung für »Im Kampf mit dem Berge« von Arnold Fanck komponierte, befand dieser, »dass meine Bilder durch die Musik stark in der Wirkung erhöht wurden«. In der Literatur gilt diese als erste Original-Filmmusik. Zumindest in Deutschland folgte solchem vielversprechenden Auftakt trotzdem eine auffällige künstlerische Geringschätzung des Soundtracks. »Hochsymphonische Werke wie etwa der »Harry-Potter«-Soundtrack von John Williams werden hierzulande von der GEMA als Unterhaltungsmusik geführt, die von der sogenannten ernsten Musik unterschieden wird«, ärgert sich Enjott Schneider, der selbst Vorsitzender im Aufsichtsrat der GEMA ist. Im Ausland gäbe es solche Berührungspunkte nicht, betont der Komponist. Prokofjew, Schnittke oder Schostakowitsch bedienten darum viel selbstverständlicher das neue Medium.

Als der damalige Ministerpräsident Max Streibl 1990 Schneider mit dem bayerischen Filmpreis auszeichnete, stellten beide im anschließenden Gespräch fest, dass Soundtracks in der Ausbildung an der hiesigen Musikhochschule kein Thema seien. Erst dann wurde der anfangs von Schneider geleitete Studiengang Komposition für Film und Medien installiert. Mittlerweile leitet Gerd Baumann den Studiengang, aus dessen Erfolg auch ein neues Selbstbewusstsein der Komponisten resultiert, sodass im Hauptgebäude an der Arcisstraße nun schon zum fünften Mal eine Nacht der Filmmusik stattfindet.

Indem die Kompositionen auch ohne die dazugehörigen Bilder präsentiert werden, können sie sich nun konzertant bewähren. Die ungerichtete Stimmung der Musik an sich kommt also zur Geltung, die sonst im Zusammenwirken mit konkreten Bewegtbildern deren unspezifische Stimmung konkretisiert. Man kennt solche Wirkung: Zu sehen ist eine Frau, die in eine kleine Gasse geht. Romantisch anmutende Akkordeonklänge assoziieren sogleich glückliche Verliebtheit. Dissonante Klänge hingegen signalisieren Gefahr. »Der Herzrhythmus eines sitzenden Menschen liegt bei Tempo 72. Kirchenlieder



Das Rundfunkorchester des BR ist diesmal nicht nur für die Musik, sondern auch für die Bilder im Kopf der Zuhörer verantwortlich
© BR/Johannes Rodach

wirken darum beruhigend, weil sie genau dieses Tempo nutzen. Wenn Sie das Tempo aber dreimal so langsam spielen, dann wirkt dieselbe Musik beunruhigend«, erklärt Schneider.

Viele Soundtracks, wie etwa die heuer auch gebotene Winnetou-Musik von Martin Böttcher, sind so sehr mit ihren Bildern verwoben, dass sie auch ohne Projektionen die entsprechenden Bilder im Zuhörer wecken. Kaum spielt das Münchner Rundfunkorchester am 5. März unter Ulf Schirmers Dirigat Klänge aus dem Œvre von Klaus Doldinger, schon gleitet ein U-Boot vor dem geistigen Auge des Publikums durch den Konzertsaal. Klassiker wie Franz Grothes Musik zu »Frauenarzt Dr. Prätorius« treffen auf neuere Kompositionen von Martina Eisenreich für den Film »Nimmermeer« oder Gerd Baumanns »St. Daisy«-Soundtrack. Unter der Leitung von Ralf Weigand

Wenn in der Musikhochschule an der Arcisstraße aus dem Großen Saal Symphonisches tönt und nebenan im Kaminzimmer sich die Filmkomponisten die Klinke in die Hand geben, dann ist wieder die »Nacht der Filmmusik«. Im März startet die nächste Ausgabe.

bietet das Ensemble Munich Sound Traxx im Anschluss rock- und jazzinspirierte Scores und Songs etwa von Peter Thomas (»Raumpatrouille Orion«), Christian Bruhn (»Wickie«) oder Harold Faltermeyer (»Beverly Hills Cop«). Auch hier treffen Klassiker wie Herbert Jarczyks Titelmelodie zu »Der Kommissar« auf zeitgenössische Arbeiten wie Christoph Zirngibls Suite aus »Männerhort«. Parallel wird im kleinen Saal in Kooperation mit der Filmhochschule kammermusikalische Kinomusik vorgestellt.

Für Fans und Fachleute gleichermaßen faszinierend sind die Komponistengespräche im Kaminzimmer, wo Legenden des deutschen Soundtracks wie Klaus Doldinger, Christian Bruhn oder der mehrfach in diesem Text zitierte Enjott Schneider Fragen beantworten. Dass jedem Künstler nur zwanzig Minuten zugestanden werden, verrät eine Komponistendichte, die als weiterer Erfolg der Veranstaltung gilt. ||

NACHT DER FILMMUSIK

Hochschule für Musik und Theater München

Arcisstr. 12 | 5. März | ab 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.muenchenticket.de



Leader am Bass: Henning Sieverts & Band | © Veranstalter

CHRISTINA BAUER

Es ändert sich immer wieder mal etwas in der Unterfahrt. Das gilt unter anderem für die Programmleitung, die seit letztem Jahr Fee Schlennstedt innehat. Zuvor war sie unter anderem für Konzerte in Schloss Elmau zuständig. Sie brachte nun gleich ein Projekt mit voran, das schon seit Langem im Ideenpool des Clubs geschlummert hatte: eine eigene CD-Edition. Klar, dass vor Ort in München eine ganze Reihe interessanter Labels als mögliche Kooperationspartner zur Verfügung stand. Sie alle haben eine Nähe zur Unterfahrt, viele ihrer Künstler treten dort regelmäßig auf. Man entschied sich für Enja Records von Matthias Winckelmann. Dort sind auch junge Münchner Künstler unter Vertrag, etwa die Bigband um die Gitarristin, Sängerin und Komponistin Monika Roscher sowie das Trio Le Café Bleu International. »Natürlich wäre eine Kooperation auch mit anderen Labels möglich und denkbar gewesen«, bekundet Fee Schlennstedt. »Mit Enja gab es schon seit Langem Ideenaustausch dazu, der sich konkretisierte und letztendlich verfestigte.«

So erschien kurz vor Weihnachten die erste CD. Darauf gibt es Musik eines Quartetts um den Münchner Bassisten Henning Sieverts zu hören. Er ist ein etablierter Musiker der Szene und hat schon vielfach in unterschiedlichen Besetzungen veröffent-

Volume I

Mit einer eigenen CD-Edition verwirklicht der Jazzclub Unterfahrt ein lang gehegtes Projekt.

licht. Mit Bass, Vibrafon, Gitarre und Schlagzeug ist seine aktuelle Instrumentierung eine nicht oft gehörte. Das Material wurde bei einer Konzertwoche in der Unterfahrt im Sommer 2014 aufgezeichnet und konnte nun in das neue Album eingehen. »Es ist uns ein Anliegen, auch Münchner Jazzern ein Forum zu bieten«, so Schlennstedt. »Das soll genauso für die CD-Edition gelten. Aber freilich interessieren uns ebenso innovative, internationale Künstler. Das Ziel ist eine spannende Mischung.« Es stehen Ideen im Raum, die Entscheidung ist aber derzeit noch offen.

Grundsätzlich hört Schlennstedt gerade bei jungen Bands und innovativen, neuartigen Konzepten gerne noch einmal genauer hin, lotet aus, was passen könnte. Sie freut sich über die große Gestaltungsfreiheit als Programmleiterin. Klar hole sie immer wieder auch die Meinungen im Vorstand des Fördervereins Jazz und Malerei München e.V. ein, dem Träger des Clubs. Das aber sei immer eine ebenso lockere wie inspirierende Angelegenheit, letztlich bleibt es ihr Programm. Offenkundig bei der Musikerauswahl für die neue CD-Serie ist freilich die Nähe zur Unterfahrt-Bühne. Wenn auch nicht jede Ausgabe unbedingt vor Ort aufgezeichnetes Livematerial enthalten muss. Allerdings »sollen es schon Bands sein, die eine Verbindung zu uns haben.« Geplant sind vorerst ein bis zwei Veröffentlichungen im Jahr. Interessierte werden die Alben sowohl direkt vor Ort als auch im regulären Enja-Musikkatalog finden. ||

CD-PRÄSENTATION »VIBES & STRINGS«
(HENNING SIEVERTS & BAND)

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 16. Feb. | 21 Uhr
Tickets: www.unterfahrt.de

Anzeige

INGE DICK

jahres licht weiss
4 Filme und eine Auswahl von Stills

Ausstellung vom
16. Januar bis 27. Februar 2016

Galerie
Renate
Bender

Türkenstraße 11
D-80333 München
Telefon 089-307 281 07

galeriebender@gmx.de
www.galerie-bender.de
Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitag 13 bis 18 Uhr
Samstag 11 bis 15 Uhr

Nicht totzukriegen

Die Musikhochschule beleuchtet in der Konzertreihe »Feindsender«, wie der Jazz während der NS-Zeit brachialer Zensur zum Opfer fiel, gleichzeitig aber nie aus dem damaligen Alltag verschwand.

Die Anhänger der NS-Diktatur hatten mit so mancher Musik ihre Schwierigkeiten. Sie belasteten deren Komponisten und Interpreten mit Repressalien aller Art. Jazz und Swing jedoch, diese leichte, ganz und gar nicht germanische Muse, konnten sie nie komplett auslöschen. Stets fand die Bevölkerung mal mehr, mal weniger einfallsreiche Methoden, um in den Genuss der verbotenen Früchte zu kommen. Diese Entwicklung veranschaulicht die Münchner Hochschule für Musik und Theater in einer Veranstaltungsreihe, die sie zusammen mit der Europäischen Kulturstiftung Euromusicale und dem NS-Dokumentationszentrum ins Leben gerufen hat. Die mit Vorträgen angereicherten Konzerte finden noch bis Juni in etwa monatlichen Abständen statt.

Bereits Mitte der 20er Jahre fand der Big-Band-Swing den Weg in die deutschen Tanzlokale. Gerade junge Leute waren hin und weg, die neuartigen Klänge verbreiteten sich im Nu, Bands spielten die Musik nach. Wer konnte, kaufte sich Schallplatten, andere lauschten dem Radio. Nicht umsonst gilt der Swing heute als Popmusik der damaligen Zeit, mit Benny Goodman als leuchtender Ikone.

Der jüdische Klarinettist hätte jedoch spätestens ab 1935 unüberwindbare Probleme gehabt, in Deutschland auftreten zu dürfen: Berufsverbot für jüdische Musiker und Künstler. Und ab 1938 sollten sich die Jugendlichen, die damals so gerne und laut mit ihren »Hot-Koffern«, also tragbaren Plattenspielern, unterwegs waren, besser nicht mehr mit Goodman-Alben erwischen lassen: Verbot von Schallplatten jüdischer Musiker und Komponisten. Wenig schmeichelhaft wurde Goodman vom Regime als »Rattenfänger von New York« geschmäht. Der Jazz als solcher wurde wegen der afroamerikanischen Abstammung vieler wichtiger US-Protagonisten als »Niggermusik« oder »Niggerjazz« verächtlich gemacht. Klar, dass dunkelhäutige Urväter dieser Musik wie Big-Band-Maestro und Swingkomponist Duke Ellington, Trompeten- und Gesangswunder Louis Armstrong oder Ausnah-

mesängerin Ella Fitzgerald nicht zu den kruden Regime-Ideen von »arischer Kultur« passten. In den synkopierten und auf neuartige Weise phrasierten Klängen konnten die Nationalsozialisten schon allein deswegen nichts Hörenswertes entdecken.

Stück für Stück hat das Regime die Kunst insgesamt zensiert: In den Großfeuern von 1933 verbrannte es Bücher von Heinrich Mann, Tucholsky und anderen Schriftstellern, 1937 durfte sich die Bevölkerung in der Feme-Ausstellung »Entartete Kunst« vergewissern, dass Gemälde von Beckmann und anderen minderwertig, wenn nicht sogar gefährlich sind, und bereits ein Jahr später entstand in Düsseldorf das Pendant »Entartete Musik«. Neben modernen klassischen Komponisten wie Arnold Schönberg und Paul Hindemith wurde dabei alles als schlecht abgestempelt, was mit Jazz zu tun hatte. Der war im deutschen Rundfunk bereits seit 1935 verboten – mit mäßigem Erfolg: Die Rundfunktechnik ermöglichte es inzwischen, auch ausländische Radiosender zu hören, wovon die Fans regen Gebrauch machten. Die aber wurden mit Kriegsbeginn 1939 zu Feindsendern erklärt, das Abhören verboten. Es gab für dieses »Vergehen« tatsächlich Hinrichtungen. In München wurde 1943 der 19-jährige Walter Klingenbeck enthauptet, weil er mit Freunden ausländische Sender gehört und offen seine Meinung gegen das NS-Regime ausgedrückt hatte. Das Radioverbot kriminalisierte indirekt auch das Jazzhören.

Versuche, diese Musik grundsätzlich zu verbieten, scheiterten aber an Definitionsproblemen. Als Propagandaminister Goebbels 1941 Tanzmusik mit »verzerrten Rhythmen« oder »atonaler Melodieführung« sowie das Spielen von »gestopften Hörnern« verbot, wusste der seit 1935 bestehende Prüfungsausschuss für Tanzmusik kaum, was er verbieten sollte. Tanzbands nutzten diese Unklarheiten gerne mal und versteckten etwa den »St. Louis Blues« hinter dem Titel »Lied vom blauen Ludwig«. Ähnliche Kaschierungen gab es ausgerechnet an der Front. Die



Man setze alle Klischees zusammen und erhalte das Covermotiv vom Programmheft zur Ausstellung »Entartete Musik« 1938 in Düsseldorf

Soldaten wollten Jazz hören. Kurzerhand wurde das Feigenblattgenre »Moderne rhythmische Musik« erfunden. Goebbels ließ zudem eine eigene Propagandaband »Charlie and his Orchestra«, besetzt mit Juden, Roma und Sinti, im Radio Swingstücke mit veränderten Propagandatexten spielen, adressiert an die Alliierten. Den Export deutscher Jazzplatten duldet das Regime als willkommene Einnahmequelle. Diese Musik war sogar in Konzentrationslagern zu hören, manchmal nicht nur geduldet, sondern gar angeordnet. Eine dieser Bands gründete sich 1941 in Theresienstadt auf Initiative des KZ-Häftlings Eric Vogel und gab sich den fast schon zynischen Namen »Ghetto Swingers«. In solchen von uns heute nicht mehr nachvollziehbaren Lebenssituationen half eben nur noch schwarzer Humor. Und schwarze Musik. || cb

FEINDSENDER

NS-Dokumentationszentrum | Brienner Str. 34 | 17. Feb., 13. April, 29. Juni | 19.30 Uhr | Tickets: 0800 5454455
www.musikerlebnis.de

Wenn selbst die Schaufenster umdekoriert werden ...

... dann ist wieder Jazzwoche in Burghausen und die Welt zu Gast in der oberbayerischen Kleinstadt.

Anzeige

KLAUS VON SECKENDORFF

Zweierlei Fans hat Bayerns medienwirksamstes Jazzfestival an der Grenze zu Österreich: Die einen waren schon oft in der Stadt an der Salzach, die anderen noch nie. Die einen kaufen bis zu 8000 Tickets. Die anderen schalten Radio oder Fernseher ein und können dort – über Monate verteilt – alle Konzerte der Festivaltage von Mittwoch bis Freitag verfolgen.

Ausnahmestand in Burghausen: Die Stadt hat knapp 18000 Einwohner, von denen erstaunlich viele im Festival involviert sind: Ehrenamtliche bei der Ticketkontrolle, Geschäftsinhaber, die ihre Schaufenster umdekorierten, oder auch die Mitarbeiter von acht Lokalen in der Altstadt, die im Rahmen der Jazznight am Samstag kleinere Auftritte organisieren.

Die 47. Runde beginnt wie gewohnt am Dienstag in der Wackerhalle mit der Endausscheidung für den 8. Nachwuchs-Jazzpreis der Stadt. Von brav bis schräg reicht das Spektrum der fünf finalen Bands. Der Sieger darf am Mittwoch im Vorprogramm eines Konzerts mit der WDR-Big-Band spielen, die bewährte Prominenz eingeladen hat: Der 78-jährige Bassist Ron Carter konnte seinen Ruf als Jazzlegende schon 2006 in Burghausen verteidigen. Sein französischer Akkordeon-Kollege Richard Galliano war dort 2010 zu hören.

Burghausen braucht bekannte Namen, um die Wackerhalle (1400 Plätze) möglichst voll zu kriegen. Nur den Freitag kann man locker angehen. Dann kommt ein jüngerer Publikum, um mit tanzbaren Grooves versorgt zu werden. Die liefert mit der um einen Gast-Rapper auf 19 Musiker ergänzten »Electro Deluxe Big Band« aus Frankreich ein bemerkenswertes Ensemble, das schon mit den ebenfalls für messerscharfe Bläsersätze gerühmten Kollegen von »Snarky Puppy« aufgetreten ist. Die 19 Franzosen der »Les Lapin Superstars« sind im Vorprogramm ganz anders drauf: eine Marching Band, bei der Spielfreude vor Perfektion geht.



Schräg wird der Samstag in der Stadthalle mit »Hildegard lernt Fliegen« und »Electric Epic«; in der Wackerhalle dagegen treffen sich bei »Jazz-Jazz« die Allstars des auch wunderbar Flügelhorn spielenden Trompeters Franco Ambrosetti. Greg Osby und Terry Lyne Carrington bürgen dafür, dass das Gipfeltreffen nicht allzu jazzpolizeikonform verläuft.

Die US-typische Showdramatik, mit der Sängerin Betty LaVette Blues und Soul inszeniert, muss man nicht mögen; dann doch lieber eine junge Bluesmusikerin wie Carolyn Wonderland aus Texas, die schon nachmittags auftritt. Frisch geht es auch beim Ausklang am Sonntagnachmittag zu. Dann sind drei deutsche Bands an der Reihe, deren CDs in der renommierten Reihe »Next Generation« veröffentlicht wurden.

Zu Jahresanfang hatte der Bayerische Rundfunk verkündet, sich wegen dramatischer Sparzwänge zurückziehen zu wollen. Im späteren Januar gab's dann doch noch eine »Gnadenfrist«: Erst 2017 soll Schluss sein – schlimm genug für Fans der medienaffinen Art und für ein Festival, das von Equipment und Bühnenbild des BR profitierte. Ganz zu schweigen vom wunderbaren Archiv an Jazzkonzerten unter der längsten Burganlage Europas. ||

JAZZWOCHEN BURGHAUSEN

8. bis 13. März | Tickets: 08677 91646333 | www.b-jazz.com



Blick durch die schwarz-weiße Brille: Tex
© Sandra Ludewig

Weniger ist mehr

Schnörkel und Zierrat sind der Musik eine schöne, aber verzichtbare Sache. Bei Singer-Songwriter Tex hat die totale Reduktion aufs Wesentliche Methode.

TINA SCHLEGEL

Ungeheuer warm erklingt seine Stimme. Klar und deutlich tragen Klavier oder Gitarre jedes Wort wie eine Schaumkrone, mäandern in leisen Wellen durch die Gedankenbilder von Sänger Tex. »Es ist mir wichtig, dass Dynamik in meiner Musik entsteht, eine Wucht von innen heraus, nicht aufgesetzt, sondern kraftvoll, aus Herz und Seele muss diese Wucht kommen«, erklärt er. Der Wahlberliner mit Münchner Wurzeln ist ein deutscher Songwriter und Gesangspoet, einer, der zaubert, sobald er am Klavier sitzt – mit dem Klang seiner Stimme und mit Liedern, die meist zerbrechlich beginnen, doch dann eine große Energie entfalten. Immer ist er ganz nah dran an seinen Geschichten, nie verliert er sich. »Dicht erzählt« würde man in der Literatur sagen. Oder im Film: Da ist keine Szene zu viel. Nichts ist zu viel, wenn Tex auf der Bühne steht, alles ist fokussiert, Tex, seine Stimme, jedes Wort, jeder Ton – exakt und wunderschön. Da sind Zeilen wie »Die Schwermut gießt aus Kübeln, man kann lang schon nicht mehr stehn« aus dem Lied »Düster bist Du schön«, oder die Frage »Where Is the Good in Goodbye« im gleichnamigen Song – Tragik, Poesie, zarter Humor wie etwa »Der Himmel ist ein Dachgeschoss mit Licht und Ofen an ...« in »Hallo Julia« liegen eng beieinander. Tex kann stets darauf vertrauen, in der Reduktion auf das Wesentliche die richtige Wahl zu treffen.

Doch Tex ist nicht einfach nur Musiker. 2008 gründete er TV Noir, eine Web-Musikshow, ein interaktives und inspirierend idealistisches »Wohnzimmer« für Songwriter-Newcomer. Von 2011 bis 2015 lief das Format monatlich im Kulturkanal des ZDF,

darüber hinaus werden immer zwei Künstler gemeinsam auf Akustiktour durch Deutschland geschickt. Pure Musik, kein Schein. »Wohnzimmer der Songwriter«, weil Tex als Moderator bei schummrigem Licht zu sich aufs Sofa bittet. Man plaudert, musiziert, und auch hier wird Tex seinem Gesamtkonzept gerecht: Er mag es, wenn sich die Dinge um den Kern drehen. Schönheit ist nicht das belanglos Ausufernde, sondern das Direkte, dasjenige, das berührt und sich einprägt. 2012 vertonte er Khalil Gibrans »Der Prophet«, weil ihn faszinierte, dass es um die großen Fragen des Lebens geht, die Liebe, die Suche danach, das Finden und das Scheitern. Und dass Gibran dafür keine 700 Seiten brauche, sondern eben nur hundert, die Essenz aus dem Wesentlichen eben. Auch hier herrscht berausende Unmittelbarkeit: Gibrans Texte, dazu sanfte Klaviermusik und die Stimme von Tex, die sich mal rau, mal weich, stets in eindrucksvoller Klarheit einfindet. Es gilt die Kunst des Weglassens.

Was Tex in der Musik so gut beherrscht, fällt ihm ansonsten eher schwer, sei er doch, wie er selbst sagt, inputsüchtig und jemand, der viele Sachen einfach unheimlich gern macht. Stille zu suchen, etwa eine Handvoll südlicher Tage, um sich dann der Musik zu widmen, wäre gewiss wunderbar und lohnenswert, steht aber all jenen Abenteuern gegenüber, die ihn hier so beschäftigen: Moderation, die Organisation seiner Firma und, dem Umstand seines Daseins als Mathematiker und IT-Manager geschuldet, das Sichhineinstürzen in technische Aufgaben. Aber

vielleicht liegt in dieser Gegensätzlichkeit auch genau jenes Spannungsfeld, das ihn als Künstler auszeichnet, weil alles Zerbrechliche, Wehmütige, Suchende und Drängende sich Bahn bricht in der Musik, erst ganz leise und dann impulsiv und laut.

Nun kommt Tex nach München. Ganz in der Tradition von TV Noir wird auch dies eine Konzertserie für zwei Künstler: Die Berliner Sängerin Phela, deren Debütalbum »Seite 24« im September 2015 erschienen ist, und ihre Band werden Tex begleiten. Im vergangenen Jahr hatte Phela bereits die TV-Noir-Tour von Tex und Maxim unterstützt. Im August 2015 gab es für eine TV-Noir-Sendung ein Wiedersehen, und hier entstand die Idee, gemeinsam auf Tour zu gehen. Phelas Songs sind voller poetischer Sprach- und Naturbilder, melancholisch, zart, einfühlsam, mal spielt sie Geige, mal Klavier, mal benützt sie die Geige als Gitarre. Im Februar und März sind Phela und Tex unterwegs: Auf 15 Konzerten werden beide ihre eigenen Songs präsentieren, aber auch gemeinsam singen. ||



TEX FEAT. PHELA

Milla | Holzstr. 28 | 21. Feb.
21 Uhr | Tickets: www.reservix.de

Mehr schwarz: Bei TV Noir sangen Phela und Tex bereits miteinander, im Februar kann man sie auch live erleben | © PR

Kann Flöte Jazz?

Sie kann. Man muss nur etwas genauer in die Jazzhistorie blicken. Oder das Konzert des Trios von Hadar Noiberg besuchen.



100-jähriges Ebeholz klingt warm, wenn Hadar Noiberg es bläst
© Hadar Noiberg

Nicht als Frau im Jazz fällt Hadar Noiberg auf und auch nicht, weil sie ursprünglich aus Israel kommt. Dass sie als Jazzmusikerin Querflöte spielt, ist allerdings vergleichsweise exotisch. Man kann mit diesem Gerät bei einer Session anfangs schon skeptische Blicke ernten.

Dabei haben nicht wenige Ikonen der Jazzgeschichte sich für das Instrument mit der begrenzten Dynamik interessiert, das sich mit seinem wenig obertonreichen Klang erst so richtig durchsetzen konnte, als ab den 50er Jahren verbesserte Mikrofone und Verstärker ins Spiel kamen. Nun taugte die Flöte auch für Musiker, die damit durchaus nichts Kammermusikalisches im Sinn hatten. Vor allem der stets experimentierfreudige Eric Dolphy ist hier zu nennen. Als der Avantgardist 1964 starb, lan-

dete seine Flöte übrigens bei John Coltrane, der sie 1967 auf seinem letzten Studioalbum »Expressions« verwendete.

Wie viele andere Jazzmusiker hat Coltrane hier gleichzeitig gesungen, was aber weniger überzeugen konnte als bei Rahsaan Roland Kirk, der ein Meister der Überblasttechnik war und maßgeblich den Flötensound der Rockband Jethro Tull beeinflusste. »Locomotive Breath« beschreibt die Spielweise von Ian Anderson durchaus treffend.

Versuche, die Grenzen der Flöte durch Klappengeräusche, Flatterzunge und andere »Verunreinigungen« zu erweitern, besonders erfindungsreich weiterentwickelt von Robert Dick (»Jazz Standards On Mars«), gab es auch im Fusionjazz, am extremsten bei Harold Alexander. Sein »Mama Soul« war schwer tanzbar und wurde in den frühen Siebziger zum Geheimtipp der Fans von Funk und Soul – wenn auch nicht so bekannt wie das drei Jahre ältere »Memphis Underground« seines Kollegen Herbie Man. Wer solche heftigen Varianten schätzt, ist aktuell beim Latin-Virtuosen Dave Valentin gut aufgehoben. Und bei Greg Pattillo, dem Meister des Flute Beatboxing, dessen »Project Trio« auf YouTube mit einigen spektakulären Clips vertreten ist.

Naheliegender war natürlich, die Flöte für meditativen, weltmusikalisch geprägten Jazz oder Improvisationen im Umfeld der Neuen Musik einzusetzen. Tony Scott, Charles Lloyd oder James Newton zum Beispiel blieben eher dem klassischen Tonideal verpflichtet.

Auch Hadar Noiberg zählt mit ihrem warmen Klang auf einer Ebenholzflöte von 1907 zur (nur) soundhalber traditionelleren Fraktion – was allerdings nicht für ihren Stilmix gilt. Der ist von arabischer Musik (Auftritte mit u. a. »Yemen Blues«) ebenso beeinflusst wie von Klassik, jüdischer Folklore und den Möglichkeiten, mit Loops zu arbeiten.

Ihr Schlagzeuger Ofri Nehemya bringt gern Nordafrikanisches ins Spiel. Der mit dem Trio des Pianisten Omer Klein hierzulande bekannt gewordene Bassist Haggai Cohen Milo zählte übrigens zu den Komponisten für das Projekt »Jephtas Daughter«, das 2015 im Rahmen der Opernfestspiele aufgeführt wurde. || kvs

HADAR NOIBERG TRIO

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 13. Feb. | 21 Uhr
Tickets: www.unterfahrt.de

Anzeige

➤ Musik-Konzepte auch als eBook
Herausgegeben von Ulrich Tadday

Neue Folge
Herausgegeben von Ulrich Tadday

**Musik-Konzepte
Sonderband**

Manos Tsangaris AUDIO
inkl. text-kritik

**Sonderband
Manos Tsangaris**
201 Seiten, € 33,-
ISBN 978-3-86916-423-6

Manos Tsangaris, geboren 1956, ist Komponist, Trommler und Installationskünstler und zählt zu den bedeutendsten Vertretern des »Neuen Musiktheaters«. Seit 2016 ist er künstlerischer Leiter der »Münchener Biennale für Neues Musiktheater«. Der diesjährige Sonderband der Reihe »Musik-Konzepte« umkreist diesen Gedanken wie in einem groß angelegten Essay über Tsangaris' Musiktheater als Metapher.

et+k

edition text+ kritik · 81673 München
www.etk-muenchen.de

Es geht auch ohne

... ständig auf den Tisch zu hauen: »Spotlight« schildert ganz unaufgeregt eine journalistische Recherche über hochbrisante Missbrauchsfälle.

CHRIS SCHINKE

Es gibt da ein grundsätzliches Problem mit Filmen über Journalisten: Was der Berufsstand tagsüber so in Redaktionen macht, wirkt auf der Leinwand zumeist erschütternd langweilig. Nachdenken, tippen, recherchieren, an der ultimativen Formulierung feilen – alles nicht supersexy. Wer sich als Filmmacher vornimmt, das in packende Bilder zu übersetzen, wird schnell seine liebe Not erfahren. Daher müssen Filme über Journalisten in der Regel eines machen: furchtbar über-treiben. Crazy-Newsroom-Buzz, der nahelegt, vom Berufs-zweig hänge mindestens der Fortbestand der menschlichen Art ab, Finsterlinge von Chefredakteuren, die alle fünf Minuten einen unberechenbaren cholerischen Anfall mit Kollateralschaden ausagieren und immer, wirklich immer, müssen Journalisten in diesen Filmen kräftig auf den Tisch hauen, um ihren Standpunkt zu untermauern. Also buchstäblich auf den Tisch hauen, denn nur selten hat die Öffentlichkeit offene Ohren für investigatives Wirken. Weil das alles ziemlich deprimierend ist, müssen Journalisten in Filmen deshalb auch immer unheimlich viele Zigaretten rauchen und sich ein handfestes Alkoholproblem zulegen.

Bei »Spotlight« ist alles anders. Na ja, fast. Auch das von der US-Kritik hochgelobte Investigativstück entkommt nicht allen ehernen Konventionen – muss dies aber auch gar nicht. Manchmal lässt sich ein Genre auch mit völlig unaufgeregten Mitteln umkrepeln. »Spotlight« führt dies anhand eines tiefen-entspannten Naturalismus vor, der dem Film auch gerade deshalb gut zu Gesicht steht, weil seine Thematik emotional hoch-aufgeladen ist. Es geht nämlich um Kindesmissbrauch. Schlimmer noch: um institutionalisierten, totgeschwiegenen Missbrauch in Hunderten Fällen, begangen in Einrichtungen der katholischen Kirche. Auf die Spur der priesterlichen

Machenschaften, die auf wahren Begebenheiten beruhen, kommt in »Spotlight« ein Reporterteam des altherwürdigen Boston Globe. Hinweise auf den klerikalen Sumpf lagen der Redaktion zwar bereits seit einigen Jahren vor, ein institutioneller Klügel aus Klerus, Lokalpolitik und willfähriger Journaille verhinderte jedoch, dass die Taten weiland ans Licht der Öffentlichkeit traten.

Ein neuer Chefredakteur (enigmatisch: Liev Schreiber) bringt aber die Wende. Unter ihm macht sich eine Investigativ-Abteilung, bestehend aus Michael Keaton (energisch und versehen mit total authentischem Boston-Akzent), Rachel McAdams (einfach super) und Mark Ruffalo (supersuper) auf, den abstoßenden Verwicklungen auf den Grund zu gehen. Das Spiel der Darsteller speist sich dabei auch aus dem Verzicht auf effektvolle Dramatisierung der Ereignisse – die ohnehin schlimm genug sind. Schauspielerisches Understatement statt Overacting steht auf dem Programm – und das nicht zu Unrecht. Kommentatoren, die bekräftelten, dass »Spotlight« seine cineastische Qualität zugunsten einer schmucklosen TV-Ästhetik opfere, übersehen daher auch, dass Regisseur Tom McCarthy daran gelegen ist, das Jahrzehnte währende, oftmals sehr stille Leid der Missbrauchsoffer ins Bild zu rücken, anstatt die große Show abzuziehen. Woraus sich eine erzählerische und auch ästhetische Eleganz ergibt, für die »Spotlight« bei den diesjährigen Oscars durchaus belohnt werden könnte. Mit

Award-bewährten Genre-Schergewichten wie Alan J. Pakulas »All The President's Men« kann »Spotlight« es nämlich aufnehmen. Behauptet jemand Gegenteiliges, muss man als (Film-) Journalist vielleicht doch mal kräftig auf den Tisch hauen. ||

SPOTLIGHT

USA 2015 | Regie: Tom McCarthy | Mit: Michael Keaton, Rachel McAdams, Mark Ruffalo, John Slattery u. a. 128 Minuten | Kinostart: 28. Februar

Ein investigatives Team: Michael Keaton, Liev Schreiber, Mark Ruffalo, Rachel McAdams, John Slattery und Brian d'Arcy James (v. li.) | © Paramount Pictures



Die vereinten Schwestern | © Weltkino (2)
(re.) Güneş Sensoy als Lale



Rebellion der Schwestern

MICHAEL STADLER

Die Schule macht Pause, der Sommer beginnt. Die Mädchen, fünf Schwestern, nutzen die ersten Stunden der Ferien für einen kleinen Ausbruch, eilen zum Schwarzen Meer, wo sie mit ein paar Klassenkameraden ins Wasser gehen. Die Schuluniformen lassen sie an – nackte Haut wäre hier, am Rande eines türkischen Dorfs, viel zu gewagt. Aber die Kleidung klebt an ihren Körpern, sie gehen im Spiel mit den Jungs auf Tuchfühlung. Der Blick der Kamera fängt die jugendliche Energie ein, eine unbekümmerte Erotik, die sich von selbst ergibt und auch im Folgenden nicht mehr bändigen lässt.

Junge Frauen, deren Sinnlichkeit erwacht – da kommt man schon bei der Beschreibung ins Trudeln und in Kinobildern droht ein Voyeurismus, der sich kaum vermeiden lässt. Sie müssen nur im Bild sein, die fünf Schwestern, mitunter sommerlich leicht bekleidet, die Haare lang, ungezähmt, und es verwundert nicht, dass die Erziehungsberechtigten alarmiert sind, die Großmutter und der Onkel, bei denen das Quintett nach dem Tod der Eltern aufwächst. Den Abstecher ans Meer, von einer Nachbarin reklamiert, ahndet die Oma jedoch hart mit Schlägen. Es gibt Hausverbot und die Mädchen erhalten Unterricht in Sachen Hausfrauendasein, um baldmöglichst verheiratet zu werden.

Eine Art Gefängnisfilm hat Deniz Gamze Ergüven mit »Mustang« gedreht, die Konventionen des Knastdramas werden im Grunde von Anfang an durchgespielt: erst ein Moment ausgelassener Freiheit, dann die Einkerkierung im Familienheim,

In einem kleinen türkischen Dorf machen sich Lale und ihre vier Schwestern auf zu einem unbeschwerten Trip ans Meer – der Ausflug endet folgenreich.

mit der Oma und dem Onkel als Wächter, die mit ihren Verboten erst recht Regelverstöße provozieren und den Ausbruchswillen steigern. Der Onkel vertritt dabei eine patriarchale Gesellschaft, welche die jungen Frauen in Schach zu halten versucht, wobei hinter den Restriktionen ein eigenes, verdrängtes Begehren lauert, das bald böse hervorbricht.

Ein grimmer Arthouse-Film ist »Mustang« jedoch nicht geworden, sondern hält immer wieder einen leichten Ton, so wie die Schwestern sich eben auch gegen die Schwerkraft ihres Schicksals stemmen – mit unterschiedlicher Vehemenz und unterschiedlichem Erfolg. Dass der Film mitreißt, liegt neben dem Spiel der Darstellerinnen auch an der Arbeit der Kameramänner David Chillazet und Ersin Gök: Sie bleiben dicht an den fünf dran, zeigen die Enge der Räume, in denen sie sich aufhalten müssen, aber auch die Nähe der Körper, was von der Vertrautheit und Komplizenschaft der Mädchen zeugt.

Regisseurin Ergüven wurde in der Türkei geboren, wuchs dann in Frankreich auf. Ihr Spielfilmdebüt, in dem sie eigene Erfahrungen verarbeitet, ist eine türkisch-französisch-deutsche

Koproduktion und wurde von Frankreich ins Rennen um den Oscar geschickt. Tatsächlich ist »Mustang« nun in der Kategorie »Bester fremdsprachiger Film« nominiert – verdient für einen Erstling, der sich gekonnt der filmischen Mittel bedient, um von der Rebellion der Schwestern gegen das, auch von der Großmutter verinnerlichte, Regime der Männer zu erzählen. Mitunter muss man an die Stücke von Tschechow denken, wenn etwa Langeweile sich unter den Existenzhäftlingen breitmacht. Zu wenig Platz, zu viel Zeit. Sehnsuchtsort ist hier Istanbul, und es ist die Jüngste, Lale, die am meisten Drive entwickelt: Sie weiß, dass man sich manchmal verbarrikadieren muss, damit sich vielleicht eine Fluchtchance öffnet. ||

MUSTANG

Türkei, Frankreich, Deutschland 2015 | Regie: Deniz Gamze Ergüven | Mit: Güneş Nezihe Sensoy, Doğa Zeynep Doğuşlu, Elit İşcan, Tuğba Sunguroğlu, İlayda Akdoğan | 97 Minuten Kinostart: 25. Februar

»Junge Frauen lieben Emma Watson«

Herr Gallenberger, nach Mexiko, Indien und China haben Sie jetzt in Chile gedreht. Warum schweifen Sie immer in die Ferne?

Ich würde sehr gerne hier Filme machen. Das wäre in vielerlei Hinsicht auch einfacher. Denn immer in fremden Ländern unterwegs zu sein, bringt natürlich Tausende Probleme mit sich. Ich glaube, es hängt einfach damit zusammen, in welches Thema man sich verliebt. Und die Geschichte der Colonia Dignidad wollte ich unbedingt erzählen.

Das Thema ist ja fraglos auch ungemein spannend und hochaktuell.

Absolut. Es ist schon erstaunlich, was in der Colonia alles passiert ist und wie wenig differenziert dies vor allem aus deutscher Sicht reflektiert wurde. Viele denken wohl, Chile sei verdammt weit weg und deshalb könne man es leicht von sich wegschieben. Aber in der Colonia befanden sich ausschließlich Deutsche. Das Auswärtige Amt hat jedoch bis heute für sich die Umgangsform gewählt, sich tot zu stellen und alles unter den Teppich zu kehren. Meiner Ansicht nach ist es end-

Vor Kurzem wurde »Colonia Dignidad – Es gibt kein Zurück« von Oscarpreisträger Florian Gallenberger mit dem Bayerischen Filmpreis ausgezeichnet. Jetzt will der vielfach prämierte Münchner endlich auch das große Publikum erreichen. Ein Gespräch.

30 – also genau die Klientel, die mit Emma Watson als Hermine aus den »Harry Potter«-Filmen groß geworden ist. Und es freut mich wahnsinnig, dass diese Frauen jetzt mit Emmas Figur so mitgehen. Denn somit besteht die Hoffnung, dass man darüber auch Menschen für das Thema interessiert, die sonst vielleicht nicht in den Film gegangen wären. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

COLONIA DIGNIDAD – ES GIBT KEINEN WEG ZURÜCK

Deutschland, Luxemburg, Frankreich 2015 | Regie: Florian Gallenberger | Mit: Emma Watson, Daniel Brühl, Michael Nyqvist
110 Minuten | **Kinostart: 18. Februar**



Emma Watson und Daniel Brühl droht inmitten des chilenischen Militärputsches die Festnahme | © Majestic Filmverleih (2)



Regisseur Florian Gallenberger
© Mathias Bothor
Unten: Emma Watson und Florian Gallenberger bei den Dreharbeiten zu »Colonia Dignidad«



lich an der Zeit, mit diesen Ereignissen, bei denen so viel Unrecht geschehen ist, anders umzugehen.

Sie haben 2009 mit den Recherchen zu »Colonia Dignidad« begonnen, ein Jahr darauf ist Paul Schäfer, der Anführer dieser Sekte, verstorben. Sind Sie ihm jemals begegnet?

Nein, aber es wäre natürlich unglaublich spannend gewesen, mit ihm zu sprechen. Nur hätte es keinen Sinn ergeben, dies am Anfang meiner Recherche zu tun. Denn es hat fast vier Jahre gedauert, bis ich diesen Kosmos Colonia so gut kannte, dass ich das Gespräch hätte richtig führen können. Außerdem hatte Schäfer den Kontakt zu seinem Umfeld total abgebrochen. Nur seine chilenische Adoptivtochter hatte noch Zugang zu ihm.

Sie lassen sich zwischen Ihren Filmen stets sehr viel Zeit, bereiten sich gründlich und umfassend auf das jeweils neue Projekt vor. Ist so eine Vorgehensweise überhaupt finanzierbar?

Obwohl »John Rabe« auch vom Budget her ein großer Film war, ist es doch schwierig, eine Arbeitszeit von fünf bis sechs Jahren dadurch zu finanzieren. Aber ich habe in der Zwischenzeit auch Drehbücher für ausländische Produzenten geschrieben und gemeinsam mit Benjamin Herrmann drei Mal die künstlerische Leitung des Deutschen Filmpreises übernommen und den Spielfilm »Hin und weg« mit Florian David Fitz in der Hauptrolle produziert. Zudem habe ich das Glück, mit Produzenten zu arbeiten, die mir die lange Recherchezeit auch ermöglichen.

Warum hat es speziell im Fall »Colonia Dignidad« so lange gedauert?

Man kann zu Menschen, die so ein schweres, schmerzhaftes Schicksal in dieser Colonia erlebt haben, nicht einfach hingehen und sagen: Jetzt erzähl mal. Hier muss zunächst Ver-

trauen aufgebaut werden, und wenn man jemanden über mehrere Jahre kennengelernt hat, dann ist dieser Mensch auch irgendwann bereit, sich zu öffnen. Um so etwas realisieren zu können, benötigt man Produzenten wie Benjamin Herrmann, die die Qualität dieser Herangehensweise zu schätzen wissen. Aber natürlich vollführen wir jedes Mal diesen berüchtigten Ritt auf der Rasierklinge. Denn wenn der Film dann nicht stattfinden sollte, haben alle Beteiligten ein Riesenproblem.

Seit Ihrem HFF-Abschlussfilm »Quiero ser«, der mit dem Oscar ausgezeichnet wurde, haben Sie zahlreiche Preise gewonnen. Auch »Colonia Dignidad« wurde gerade erst im Januar mit dem Bayerischen Filmpreis prämiert. Aber wo bleibt das große Publikum?

Sie dürfen mir glauben, dass diese Tatsache auch mir nachhaltig Sorgen bereitet. Dazu muss man aber wissen, dass »Schatten der Zeit« in Kalkutta ausschließlich mit indischen Schauspielern auf Bengali gedreht wurde. Somit waren die knapp 70.000 Zuschauer gar kein so schlechtes Ergebnis. Bei »John Rabe« war das natürlich anders, ein teurer Film mit bekannten Darstellern und einem massentauglichen Thema. Doch ausgerechnet an unserem Starttag, dem 2. April, wurde es Frühling. Es war der wärmste April seit Beginn der Wetteraufzeichnung, und die Menschen wollten die ersten Sonnenstrahlen genießen und keinen bedrückenden Film über die Auslöschung einer Stadt sehen.

Aber nun sind die Weichen auf Erfolg gestellt. »Colonia Dignidad« hat mit Emma Watson und Daniel Brühl eine Starbesetzung und ist obendrein eine Lovestory mit Happy End!

Und wir haben eine sehr spannende Geschichte zu bieten, denke ich. Bei den ersten Sneakpreviews kam der Film wirklich hervorragend an. Am besten bei Frauen zwischen 20 und

Anzeige

VIRGINIE EFIRA BENJAMIN LAVERNHE

BIRNENKUCHEN MIT LAVENDEL

EIN FILM VON ÉRIC BESNARD

FRANZÖSISCHE FILMTAGE TÜBINGEN-STÜTTGART PUBLIKUMSPREIS

»Eine Perle.« LE FIGARO

AB 10.03. IM KINO

Jenseits des Mainstreams



Monika Kijas hat sich dem Arthauskino verschrieben. Mit ihrem 2012 gegründeten Verleih eksystemt distribution hat sie bisher ein polnisches Regiedebüt und einen walisischen Mystery-Thriller auf die Leinwand gebracht. Im Februar folgt die verstörende Psychostudie »Sibylle«. Ein Porträt der Münchner Filmverleiherin.

THOMAS LASSONCZYK

Es gibt sie tatsächlich, die kleinen Filmkunstperlen, die cineastischen Leckerbissen, die jenseits der Blockbuster um »James Bond«, »Star Wars« & Co. in den wenigen noch verbliebenen Programmkinos ein von der Öffentlichkeit nahezu unbeobachtetes Nischendasein führen. Dass diese speziellen Arthausfilme aktuell und auch in naher Zukunft ein Forum haben, dafür setzt sich unter anderem Monika Kijas ein. Die 33-jährige Münchnerin, die Szenische Künste in Hildesheim, Warschau und Berlin studierte, wurde bereits während eines Praktikums bei den Freunden der Deutschen Kinemathek mit dem Filmvirus infiziert, interessierte sich schon damals für Werke, die, wie sie sagt, »abseits der Norm waren, neue Perspektiven boten und Film als Kunstform in den Fokus rückten.«

Nach ersten Tätigkeiten für Weltvertriebe und Filmfestivals gründete Kijas schließlich vor vier Jahren den Filmverleih eksystemt distribution mit dem Schwerpunkt auf unabhängigen Produktionen, Filmen aus Osteuropa und Filmen von Frauen. Ein durchaus mutiges, extrem schwieriges Unterfangen in einer Branche, in der die Kunst vom Kommerz dominiert wird. Doch Kijas kontert: »Mein Herz schlägt für den anderen Film, und ich möchte diesem eine Plattform bieten.



Links oben und unten: Szenen aus dem Horrorthriller »Sibylle« | © eksystemt (3)

Rechts oben: Hauptdarstellerin Roma Gasiorowska im eksystemt-Film »Ich heiße Ki«

erstmalig auch Verleihförderung vom FilmFernsehFonds Bayern (FFF) bekommen. Eine vergleichsweise überschaubare Summe von 5000 Euro, aber immerhin ein Anfang. Allerdings muss sie »auch noch anderweitig Geld verdienen, was ich auch gerne tue. Jeder fängt ja mal klein an. Und ich merke von Film zu Film, dass ich weitere wichtige Schritte in die richtige Richtung mache.« Zudem ist die Arbeit als Verleiherin zwar anstrengend und zeitraubend, aber auch kein Hexenwerk, wie Kijas beschreibt: »Normalerweise sehe ich Filme auf Festivals oder sie werden mir zugeschickt. Wenn mir einer davon gefällt, setze ich mich mit den Produzenten in Verbindung und kaufe die Rechte, diesen Film in Deutschland vertreiben zu dürfen. Anschließend lässt man Vorführmaterial, also digitale Filmkopien, sowie Marketingmaterial produzieren. Parallel plane ich entsprechende Marketingstrategien und nehme Kontakt zu den Kinobetreibern auf. Im Idealfall gefällt auch ihnen mein Film und sie zeigen ihn in ihren Lichtspielhäusern.«

In München kann man die Werke von eksystemt distribution zum Beispiel im Monopol oder im Werkstattkino sehen. Natürlich halten sich die Besucherzahlen in gewissen Grenzen. Das liegt zum einen an der fehlenden Werbepower – Kijas kann es sich schlichtweg nicht leisten, die Innenstadt mit Plakaten zuzukleistern, zum anderen haben osteuropäische Filme, die im Original gezeigt werden, eben auch nur eine begrenzte Zielgruppe. Deshalb zehrt die junge Filmverleiherin in erster Linie von der durchweg positiven Resonanz, die sie sowohl vom Publikum als auch von Kritikern für ihr Programm erhält. Dazu zählen unter anderem auch das von dem Künstlerhepaar Anka und Wilhelm Sasnal inszenierte Spielfilmdebüt »Ferner Schöner Schein« über die seltsamen Ereignisse in einem abgelegenen polnischen Dorf oder »Ich heiße Ki«, der ein zeitgenössisches Bild in Polen lebender Frauen zeichnet. Fakt ist, dass Monika Kijas ihrer Linie treu bleibt und versucht, »ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es auch andere Filme gibt. Ich setze mich für künstlerisch wertvolles, wirklich gutes Kino ein, für Filme, die so klein sind, dass sie übersehen werden. Sie bekommen bei mir ein Forum.« ||

SIBYLLE

Deutschland 2015 | Regie: Michael Krümmenacher
Mit: Anne Ratte-Polle, Thomas Loibl, Dennis Kamitz | 87 Minuten
Seit 4. Februar im Kino

Anzeige

FOR
YOU
MY
LOVE!

theater@schauburg.net
Karten 089 / 233-371-55

schauburg
Theater am Elisabethplatz

Berlinale bavaroise

Auf Deutschlands wichtigstem Filmfestival herrscht einmal mehr Premierenfieber. Auch zahlreiche bayerische und Münchner Filmemacher sind dieses Jahr vertreten – die wichtigsten stellen wir vor.

SIMON HAUCK

München und Berlin: zwei Film- wie Festivalstädte mit durchaus internationalem Glanz. In der erstgenannten Stadt leben viele Branchenvertreter, in der anderen arbeiten sie. Und das immer häufiger: die deutsche Hauptstadt mit der Berlinale, immerhin das einzige A-Festival in der Welt neben Cannes und Venedig, zieht auch personell jedes Jahr mehr und mehr deutschsprachige Regisseure, Schauspieler, Produzenten oder Presseleute in ihren Bann. Viele ziehen dorthin – wieder andere, gerade Firmen und Studios, unterhalten dort bereits seit Jahren einen festen zweiten Firmensitz. Und trotzdem ähnelt das Verhältnis zwischen beiden deutschen Filmmetropolen nicht selten einer Zweckgemeinschaft. Liebesehen sehen anders aus: Man schätzt sich, aber man liebt sich nicht unbedingt. HFF München hier, Filmuniversität Babelsberg dort. Berlinale im Februar – Filmfest im Sommer. Preußischer Popanz versus südländische Gemütlichkeit. Wenn sich im Februar wieder alle Augen auf Berlin richten, sind natürlich auch einige Münchner Vertreter dabei.

In die Reihe »Perspektive Deutsches Kino« hat es zum Beispiel der junge Regiestudent David Clay Diaz geschafft: »Agonie« heißt der Titel seines ersten längeren Spielfilms, denn für ihn ist gerade einmal Halbzeit an der Münchner Hochschule für Fernsehen und Film. Nach seinen ersten beiden, stilistisch markanten Kurzfilmarbeiten »Fragments« und »Existencia« erhielt er kürzlich erst seinen »Berlinale«-Bescheid: per Facebook-Freundschaftsanfrage. Sektionsleiterin Linda Söffker hatte sich so bei Diaz gemeldet, während er gerade im Tonschnitt saß – und war dementsprechend baff: »Natürlich habe ich ihre Anfrage sofort beantwortet. Und dann war nur noch Freude da!« Ob er nicht Angst habe vor der versammelten Pressemannschaft aus aller Herren Länder? »Klar, da kann ich zerrissen werden. Aber ich stehe ja auch erst am Anfang.« Was angenehm bescheiden klingt, simultan zum eigenen Auftritt während des Gesprächs in der HFF. Schließlich belegt Diaz jeden zweiten Dienstag im Monat – parallel zum Regiestudium in München – Seminare zur Schauspielereführung in Wien. Bei keinem geringeren als Michael Haneke (»Liebe«, »Das weiße Band«), dessen kühlsezierender Blick und die zentrale Ursachenforschung zur Frage nach der Genese von Gewalt auch in »Agonie« im Fokus stehen. Ausgehend von Egon Schieles gleichnamigem Bild, das er kurz zuvor in München gesehen hatte, und spürbar unter dem Einfluss seines Mentors Haneke stehend, machte er sich an die erste Drehbuchfassung. Diaz' Langfilmdebüt, das um einen aufsehenerregenden Mord kreist, ist ebenso puristisch wie elliptisch erzählt. In der Tradition des neuen österreichischen Kinos stehend, mit blaustichig-monotonen Kadrierungen und harter Montage, wird »Agonie« bei der 66. Berlinale sicherlich breit diskutiert werden.



Links oben: Alexander Srttschin und Samuel Schneider in »Agonie« | © David Clay Diaz

Oben rechts: Regisseur Norbert Lechner am Set von »Ente gut« | © KEVIN LEE Film/mdr

Unten: Ein junger Mann wird zum Mörder. Samuel Schneider in »Agonie« | © David Clay Diaz



Für Doris Dörrie dagegen – selbst Professorin an der Münchner HFF im Fachbereich »Creative Writing« – ist eine Einladung zur Berlinale sicherlich ehrenwert, aber nichts Neues mehr. »Grüße aus Fukushima« mit Rosalie Thomass in der Hauptrolle wurde gerade erst mit dem Bayerischen Filmpreis für die beste Darstellerin ausgezeichnet – und läuft bei den Berliner Filmfestspielen in der Reihe Panorama. Nach ihrem großen Berlinale-Erfolg von 2008 (»Kirschblüten – Hanami«), der bereits in Japan spielte, ist sie für ihren neuen Film erneut in ihre zweite Heimat zurückgekehrt. Im Zentrum stehen diesmal zwei Frauenschicksale: Eine junge Deutsche auf der Flucht vor sich selbst und eine alte Geisha, die dem Gefängnis ihrer eigenen Erinnerung nicht zu entkommen vermag. Angesiedelt ist das Ganze in der berühmt-berüchtigten Sperrzone von Fukushima.

Im Wettbewerb um den Goldenen Bären findet sich diesmal zwar keine bayerische Produktion, da der einzige rein deutsche Beitrag »24 Stunden« von Anne Zohra Berrached stammt, die seit 2009 an der Filmakademie Baden-Württemberg Regie studiert. Aber Hans Steinbichler ist in Berlin mit von der Partie. Der bereits mehrfach preisgekrönte HFF-Absolvent von 2003 (»Hierankl«, »Winterreise«) wird dort seine persönliche Variante der tragischen Lebens- und Leidensgeschichte um Anne Frank (»Das Tagebuch der Anne Frank«) präsentieren.

Mit Spannung wird ebenso der neue Film des Augsburger Kinderfilm-Spezialisten Norbert Lechner (»Toni Goldwascher«, »Tom und Hacke«) erwartet, der sein Büro in Haidhausen hat und seit Langem schon über ein sicheres Gespür für sehr eigenwillige, durchaus politische Kinderfilme verfügt. »Ente

gut! Mädchen allein zu Haus« spielt diesmal nicht in Bayern, sondern in Halle an der Saale. Lange musste er für seinen Stoff in vietnamesischen Milieus in Deutschland recherchieren und am Ende sogar noch per Zeitungsannoncen (z.B. in »Hallo München«) nach vietnamesischen Mädchen suchen, weil sich das Casting für die beiden Hauptrollen einfach sehr lange hinzog. Doch es hat sich für ihn gelohnt, egal, wie die Berliner Weltpremiere für ihn bald ausfallen wird: Schon jetzt ist ihm damit ein kluger, witziger und absolut engagierter Jugendfilm gelungen, der zudem mit der Michael-Verhoeven-Aktrice Lena Stolze und dem Münchner-Kammerspiele-Star Annette Paulmann so exzellent wie prominent besetzt ist. Ein Starttermin im Münchner Kinosommer ist bereits fest fixiert: Zumindest hier finden Berlin und München schon einmal harmonisch zusammen, Berlinale hin oder her. ||

AGONIE

Deutschland 2016 | Regie: David Clay Diaz | Mit: Samuel Schneider, Alexander Srttschin, Alexandra Schmidt, Simon Hatzl | Länge: 93 Minuten

ENTE GUT! MÄDCHEN ALLEIN ZU HAUS

Deutschland 2016 | Regie: Norbert Lechner | Mit: Lynn Dortschack, Linda Anh Dang, Ulrich Brandhoff, Lena Stolze, Petra Kleinert | Länge: 92 Minuten | Kinostart: 26. Mai

Berlinale: 11. bis 21. Februar 2016 | Weitere Informationen zum gesamten Programm: www.berlinale.de

Anzeige

Kultur im Audi Forum Ingolstadt

Audi Forum Ingolstadt

» Audi Programmkino: Berlinale Filme vom 11. bis 21. 2. 2016, »Grüße aus Fukushima« und »Midnight Special« vor deutschem Kinostart

» Jazz im Audi Forum Ingolstadt 18. 2. 2016: Les Haricots Rouges

Audi Offizieller Partner

www.audi.de/foren
 /audiforumingolstadt

Do, 11.2.

LESUNG | MEINE DREI LYRISCHEN ICHS #12

Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 | 20.00 | Eintritt frei
Ausstellung: 11.–14.2., 18.00–21.00
<https://meinedreilyrischenichs.wordpress.com>

Diese Lesereihe für neue Lyrik und Kunst stellt in loser Folge die spannendsten Stimmen der jungen Lyrikszene vor. Die Literatur steht im Dialog mit bildender Kunst. Autoren und bildende Künstler schmiegen sich aneinander, und manchmal prallen sie auch so schön aufeinander, dass einem Sehen und Hören ganz und gar nicht vergeht. Es lesen Georg Leß (Berlin), Jopa Jotakin (Wien) und Mara-Daria Cojocar (München), eingebettet in die Werke der Münchner Malerin und Installationskünstlerin Katharina Feiten.

Fr, 12.2.

MUSIK | 48NORD

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a
Tickets: Abendkasse | www.48nord.de

Die Klangkünstler von 48nord – Ulrich Müller (E-Gitarre, Theremin, Live-Elektronik, Stimme), Siegfried Rössert (Bass, Live-Elektronik, Stimme) und Patrick Schimanski (Schlagzeug, Live-Elektronik, Stimme) – spielen mit musikalischen Formen und Genres, auskomponierten und improvisierten Strukturen. Experimentelle und Neue Musik, Postpop und Neorock verschmelzen oder brechen sich. Musik, die sich auf den »rohen Klang« beruft: »Melodie ist Vergangenheit. Rhythmus drängt nach vorne. Geräusch ist Jetzt.«

bis Sa, 13.2.

AUSSTELLUNG | »PLUS/MINUS«: ZEITGENÖSSISCHE POSITIONEN DER COLLAGE

Galerie artoxin | Kirchenstr. 23 | Mi 16.00–21.00, Do bis Fr 12.00–19.00, Sa 11.00–16.00 | Finissage: 13.2., 14.00–19.00 | www.artoxin.de

Die Ausstellung PLUS/MINUS präsentiert fünf Positionen von Künstlerinnen aus Leipzig, die sich mit der Technik der Collage in der Malerei auseinandersetzen. Franziska Holstein zerlegt ihre eigenen Bilder auf analytische Weise und Rebekka Gnädinger setzt die Collage mit dem Tableaubild gleich, während Henriette Grannert die Collage als Erprobungsarena für Form und Bildideen versteht. Maria Schumacher verwendet selbst erzeugte Papiere und Abfallprodukte des Arbeitsprozesses und Miriam Jacob ergänzt die Collage durch Malerei und Zeichnung.

Do, 11.2. bis So, 14.2.

OPER | »RUSALKA« VON ANTONÍN DVORÁK

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | 19.30
Tickets: 089 82929079 | www.pasinger-fabrik.com

Letzte Chance, diese auch optisch eindrucksvolle »Rusalka«-Variante auf kleinstem Raum zu erleben: Julia Dippel hat das Märchen von der Nixe Rusalka inszeniert, die für ihre Liebe den höchsten Preis bezahlt. Sie lässt sich auf einen Zauber ein, der sie zum Menschen machen soll. Der Abschied von ihrem Element, dem Wasser, ist der einzige Weg, dem Prinzen nahe zu sein. Dieser verliert jedoch bald das Interesse an Rusalka. Die Rückkehr ins Wasser bleibt ihr verwehrt. Sie bleibt allein und zum Leben verurteilt zurück. Musikalische Leitung: Andreas Pascal Heinzmann.

So, 14.2.

KRIMI MIT MUSIK | ART ENSEMBLE OF PASSAU: »TANNÖD«

Lustspielhaus | 20.00, Einlass 18.00 | Occamstr. 8
www.lustspielhaus.de | www.heinz-josef-braun.de/Pages/eigenprodukt

Der Mord von Hinterkaifeck in Niederbayern ist bis heute ungeklärt. Auch Andrea Maria Schenkels Roman »Tannöd«, der die Tragödie wiederbelebte, brachte keine kriminalistischen Neuheiten ans Tageslicht. Weil alles im Dämmer bleibt, ist die Faszination des Familienmordes bis heute ungebrochen. Johanna Bittenbinder und Heinz-Josef Braun schlüpfen so vital in die Romanfiguren, dass sich der Zuschauer leibhaftig mitten im Geschehen fühlt – näher am Mörder, als einem lieb sein mag. Leo Gmelch, Yogo

Pausch, Christian Ludwig Meyer und Peter Tuscher schaffen dazu wunderbare musikalische Atmosphären.

Di, 16.2.

MUSIK | JAZZ+: SIMON KANZLER: »TALKING HANDS«

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a
Tickets: info@jazz-plus.de | www.simonkanzler.de

Otis Sandsjö (Saxofon, Klarinette), Daniel Bödvarsson (Gitarre), Simon Kanzler (Vibrafon, Komposition), Igor Spallati (Kontrabass) und Tilo Weber (Percussion) rücken unablässig zusammen, um gleich wieder auseinanderzudriften. Das, was sie da tun, nennen sie die »hohe Kunst der Sphärenharmonie«, in der sich die einzelnen Stimmen im Gesamtklang ständig neu positionieren.

Do, 18.2.

VORTRAG | PETER MICHALZIK: »DIE ZUKUNFT DES THEATERS«

Bayerische Akademie der Schönen Künste
19.00 | Max-Joseph-Platz 3 | Eintritt frei, begrenzte Platzzahl | www.badsk.de

»Wo ist die Zukunft geblieben?« heißt der Titel der Reihe, die Michael Krüger, Präsident der Akademie, zusammengestellt hat. Er sagt: »Da die Zukunft unweigerlich auf uns zukommt, wollen wir uns mit ihr befassen, bevor sie schon wieder Vergangenheit ist. Deshalb haben wir eine Reihe von klugen Menschen eingeladen, für und mit uns über die Zukunft nachzudenken. Ob sie dadurch besser wird, ist ungewiss; aber es wäre schon viel geholfen, wenn sie besser zu ertragen wäre.« Heute geht Peter Michalzik, Autor, Kritiker, Kurator und Juror, in seinem Vortrag auf die unterschiedlichen Kräfte ein, die aktuell auf das Theater einwirken – und wird eine echte Prognose wagen. Begrüßung: Dieter Dorn

Do, 18.2.

THEATER | MÜNCHNER HELDEN-THEATER: »FIGAROS HOCHZEIT«

Theater Blaue Maus | Sa, So 19.00 | Mi bis Fr 20.30
Elvirastr. 17 a | Tickets: 089 182694
www.theaterblauemaus.de | weitere Vorstellungen: 19./20.2., 24.–27.2., 2.–5.3.

Die Regisseurin Maja Sander hat Beaumarchais' berühmte Komödie um ein gutes Stück weitergedacht: Graf Almaviva hebt in der Euphorie der Aufklärung freiwillig »Das Recht der ersten Nacht« auf. Als er sich aber in Susanna, die Kammerzofe seiner Gattin, verliebt, würde er seine fortschrittliche Entscheidung gern rückgängig machen. An Beaumarchais' Erkenntnis hat sich auch nach der Aufklärung nichts geändert: »Laster, Missbrauch und Willkür ändern sich nicht, sondern verstecken sich unter tausend Formen hinter der Maske der herrschenden Sitten.«

Fr, 19.2. und Sa, 20.2.

MUSIK | WILLI JOHANNIS FEAT. TONY LAKATOS

Unterfahrt | 21.00 | Einsteinstr. 42 | www.unterfahrt.de

Der brillante Scatsänger Willi Johanns, in Berlin aufgewachsen, kam 1957 nach München, wo er bis heute lebt. Er trat in allen einschlägigen US-Clubs und auf zahllosen Festivals auf, wurde mehrfach als bester deutscher Jazzsänger ausgezeichnet und war mit den German All Stars auf Tournee in Südamerika und Asien. Regelmäßig trat er mit Kurt Edelhagen, Don Menza, Clark Terry, Jon Hendricks u. v. a. Jazzern auf und feierte Erfolge mit seiner eigenen Band Bebop City (Dusko Goykovich, Andy Scherrer und Alvin Queen). Johanns ist eine Münchner Größe, die es immer wieder neu zu entdecken lohnt – heute mit Tony Lakatos (sax), Martin Sasse (p), Henning Gailing (b) und Hans Dekker (dr).

Sa, 20.2. bis Mi, 24.2.

MUSIKKABARETT | SVEN RATZKE: »EIN MÜNCHEN-SPECIAL«

Lach- und Schießgesellschaft | 20.00, Einlass 18.30 | Ursulastraße / Ecke Haimhauser Str.
Tickets: www.lachundschuess.de

Sven Ratzke lässt sich nicht festlegen. In seiner Androgynität verführt er Männer wie Frauen,

singt wie kein Zweiter, erzählt wilde Geschichten und steckt voller irrsinniger Ideen. Sein München-Special ist eine Sammlung von Leckerbissen, mit Liedern von Bowie bis Brecht, das auch Liza Minnelli und Billie Holiday gefallen hätte. Begleitet wird er von seinem kongenialen Pianisten und Arrangeur Charly Zastrau.

Mi, 17.2.

AUSSTELLUNG UND GESPRÄCH DIANA SPRENGER & TIM BENNETT: »WAS IST WENN«

Galerie Bezirk Oberbayern | 18.00 | Prinzregentenstr. 14 | Ausstellung bis 26.2., Mo bis Do 8.00–17.00, Fr 8.00–13.00 | www.bezirk-oberbayern.de
mit Gebärdensprachdolmetscher | Eintritt frei

Vor dem Hintergrund der individuellen Wahrnehmung unseres Zeitgefühls gehen die Malerin Diana Sprenger und der Bildhauer Tim Bennett der grundsätzlichen Frage nach der Relation der Zeit, dem Schöpfungsprozess und der Betrachtungsdauer nach. Grau ist nicht grau, sondern geradezu mehrdimensional, wie die Bilder von Sprenger beweisen. Bennett untersucht mit seinen Plastiken aus Gips und Karton die zeitlichen und zufälligen Dimensionen des schöpferischen Akts. »Kunst zeigen!« ist das Thema des Künstlergesprächs mit Eva Kraus (Direktorin des Neuen Museums Nürnberg) und den beiden Künstlern.

Do, 18.2. bis So, 21.2.

AUSSTELLUNG | UNPAINTED LAB 3.0

MixedMunichArts | Do 17.00–22.00, Fr 12.00–21.00, Sa 12.00–1.00, So 12.00–18.00 | Katharina-von-Bora-Str. 8 a | www.unpainted.net

Wie reagieren Künstler auf die Digitalisierung unserer Welt? »UNPAINTED« will über die neuesten Kunstformen aus dem Computer aufklären. 40 Künstler aus den USA und Europa präsentieren Computerspiele, 3-D-Skulpturen, interaktive Netzkunst, Performances, Bewegtbilder, Virtual Realities und Post-Internet-Art. München wird u. a. von Betty Mü, Birthe Blauth und Manuela Hartel vertreten. Interessierte sind eingeladen, am Entstehen von neuer Kunst mitzuwirken. Künstlerische Leitung: Annette Doms und Nate Hitchcock.

Sa, 20.2.

HÖRFUNK | »JULIUS SEYLER: SPORTLER, FARMER, INDIANER-FREUND«

Bayerischer Rundfunk | Bayern 2 | Bayerisches Feuilleton | 8.05 bis 9.00 | Wiederholung: 21.2., 20.05
von Julie Metzdorf

Der Münchner Apothekersohn Julius Seyler (1873–1955) war ein Original in vieler Hinsicht: Mit 17 Jahren ergattert er auf dem Kleinhesseloher See in München seine erste Medaille im Eisschnellauf und mausert sich zu einem der weltweit besten Läufer. Nebenbei gewinnt er Ruder- und Segelwettbewerbe. Er studiert Malerei und feiert auch in der Kunst bald große Erfolge. Ob Dießener Landstraße, Krabbenfischer in der Bretagne oder die Lofoten vor Norwegens Küste: In München gehört es bald zum guten Ton, einen Seyler im Haus zu haben. Bei einem Verwandtenbesuch in Amerika lernt er den Eisenbahnmagnaten Louis Hill kennen und erhält den Auftrag, Werbeplakate für einen Nationalpark zu malen, was allerdings an Seylers impressionistischer Malweise scheitert. Dafür schließt er Freundschaft mit den Blackfeet-Indianern (siehe Ausstellung im Museum Fünf Kontinente bis 3. April). Als in Europa der Erste Weltkrieg ausbricht, sitzt Seyler in Amerika fest. Julie Metzdorf hat auf den Spuren von Julius Seyler mit Sammlern, Ethnologen und Kunsthistorikern gesprochen. Daraus wurde ein Hörstück über Sport, Indianer und viel frische Luft.

Di, 23.2.

SERIE | EPISODE #3: »HOMELAND«

Münchner Kammerspiele – Kammer 3
20.00 | Hildegardstr. 1 | Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

Ein lauschiges Kaminfeuer, Sofas und Decken. Aus einem Kühlschrank kann man sich gegen einen schmalen Unkostenbeitrag Getränke nehmen. Ein Teller mit Süßigkeiten macht die Runde. Was braucht man mehr für einen gemütlichen Fernsehabend mit der Lieblingsserie? Spezialisten natürlich. Die Kammerspiele laden

in loser Folge zu Neuigkeiten aus der Welt der Fernsehserien in die Kammer 3 ein. »taz«-Redakteurin Doris Akrap, die auch durch Hate-Poetry-Lesungen bekannt ist, und »Cargo«-Redakteur Ekkehard Knörer stellen eine Episode von »Homeland« vor. Wir freuen uns also auf Borderlinestörungen und Verschwörungstheorien. Weitere Episoden sind in Planung: Zum Beispiel wird Dominik Graf seine Lieblingsserie vorstellen – was sonst als »Dallas«.

Do, 25.2.

MUSIKPERFORMANCE ANDREA HEUSER: »VOR DEM VERSCHWINDEN«

Seidvilla | 19.30 | Nikolaiplatz 1a | www.seidvilla.de

Ein »Duett der Erinnerung« nennen Tomma Galonska und der Komponist Sidney Corbett ihre Verarbeitung von Andrea Heusers Buch »Vor dem Verschwinden«. Heusers Sprache ist frei und unverstellt, unzensiert, fragmentiert und manchmal auch verstörend. Galonska und Corbett gehen der Dynamik des Erinnerns in Sprechakten und Liedfragmenten nach, gesungen werden die Texte von der Mezzosopranistin Martina Koppelstetter.

Fr, 26.2. bis So, 13.3.

KINDERTHEATERTAGE LAMPENFIEBER

diverse Spielorte | www.lampenfieber-bayern.de

Zum 6. Mal zeigt das Festival Lampenfieber außergewöhnliche Kindertheater-Projekte: In 18 verschiedenen oberbayerischen Orten präsentieren 20 Veranstalter an 17 Tagen sieben Produktionen und über 50 Vorstellungen. Dieses Mal liegt der Schwerpunkt auf Inszenierungen, die sowohl kleine als auch große Zuschauer in besonderer Weise erreichen. Ein Highlight haben wir herausgepickt, das u. a. am 4.3. im Bürgerhaus Pullach (www.buergerhaus-pullach.de) zu sehen ist: »Das Lied der Grille – Fiedeln oder Vorsorgen?« erzählt mit Puppen, Licht und Schatten vom Leben zwischen Genuss und Plackerei, von schönen Künsten und leeren Mägen, von einem fetten Sommer und einem eisigen Winter. Ein Stück Lebensweisheit, für alle ab 5 Jahren.

Di, 1.3.

FILM | ANDREAS LECHNER / FRANZ WITTENBRINK: »SCHLAFE MEIN PRINZCHEN«

Filmtheater Sendlinger Tor | 20.30 | Vorstellungen in Regensburg: Ostentor Kino, 5.3., 15.00 und 6.3., 13.00 | www.berg-film.com

2015 brachte Franz Wittenbrink einen neuen »musikalischen Abend« unter dem trügerischen Titel »Schlafe, mein Prinzchen« auf die Bühne des Berliner Ensembles. Der Filmer Andreas Lechner hat das Theaterstück aufwendig dokumentiert. In Zusammenarbeit mit dem unabhängigen Archiv ehemaliger Regensburger Domspatzen ist der Film jetzt in München und Regensburg zu sehen. Auch wenn er nicht genannt wird, es geht um den berühmten Knabenchor aus Regensburg. Ein gnadenloser Blick auf das gut gehütete Innenleben des Katholizismus, vorgetragen in den schönsten und reinsten Tönen, nicht nur der Kirchenmusik.

bis So, 6.3.

AUSSTELLUNG | »AUS DER FARBE« – HUNDERT JAHRE NACH HÖLZEL

Neue Galerie Dachau | Konrad-Adenauer-Str. 20, 85221 Dachau | Di bis So, Feiertag 13.00–17.00
www.dachauer-galerien-museen.de

Vor 100 Jahren löste sich in der Malerei die Farbe vom Gegenstand und wurde autonom. Adolf Hölzel, die zentrale Persönlichkeit der Dachauer Künstlerkolonie, gehörte um 1905 zu den Pionieren der abstrakten Malerei. Ausgehend von einer seiner Farbstudien zeigt die Neue Galerie Arbeiten von Petra Amerell, Claudia Desgranges, Ingrid Floss, Doris Hahlweg, Michael Toenges und Susanne Zuehlke, für die die Farbe ganz selbstverständlich das eigentliche Thema ihrer Bilder darstellt. Ohne Anlehnung an einen Gegenstand entstehen ihre Bilder während des Malprozesses ganz und gar aus der Farbe heraus. Sie zeigen, dass Künstler heute immer wieder neue Wege finden, diese tradierte Art der Malerei, die in Dachau einen ihrer Ursprünge hatte, weiterzuentwickeln.